

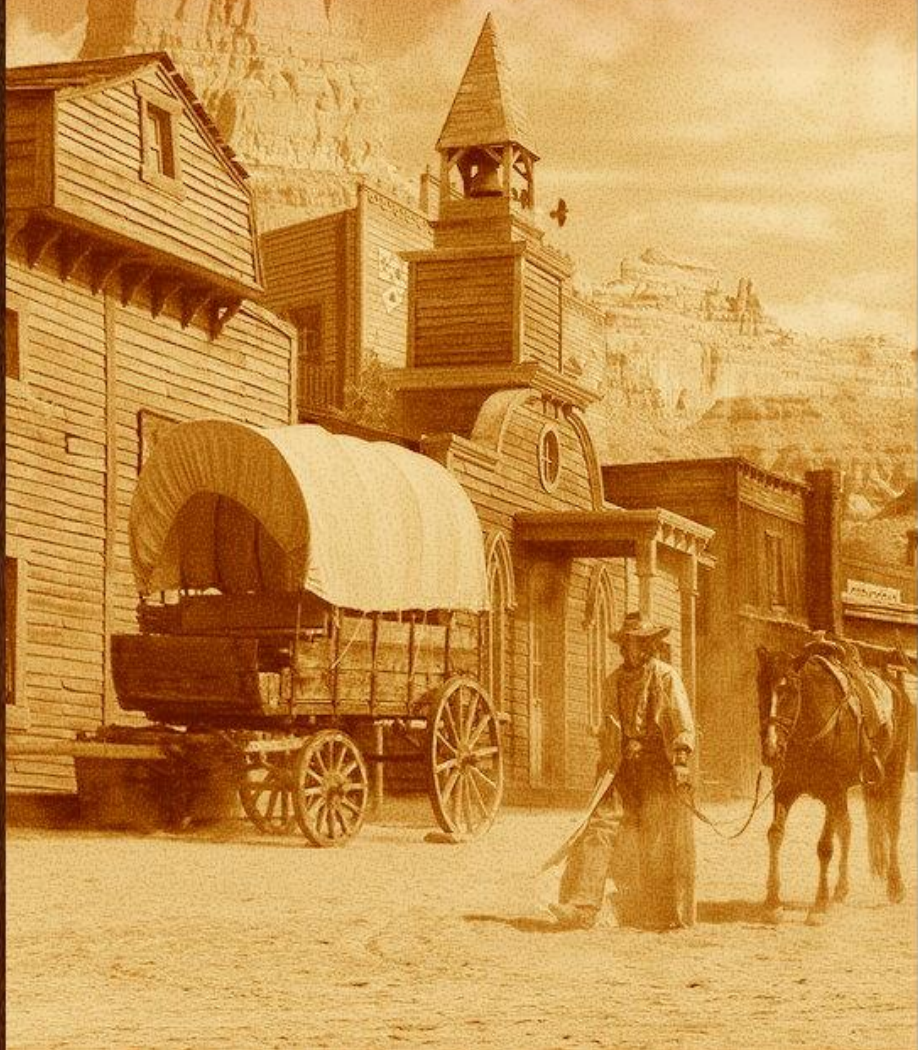


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 35

In den Klauen des Ku-Klux-Klan



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

In den Fängen des Ku-Klux-Klan

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2018 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2018 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Ein Hinweis an die Leserschaft

Dies ist ein historischer Western.

Auch wenn der Ort der Handlung und viele Protagonisten dieser Geschichte der Fantasie des Autors entsprungen sind, so sind die hier geschilderten Ereignisse in dieser oder ähnlicher Form tatsächlich geschehen. Man darf die hier beschriebenen Brutalitäten und die zynischen, menschenverachtenden Dialoge deshalb nicht mit heutigen Maßstäben messen, sondern muss sie mit den Augen jener Zeit sehen, in der sich das Ganze zugetragen hat.

Nur so bekommt man einen unverfälschten Blick auf das Geschehen, auch wenn es nicht immer einfach ist, die Handlungsweise der damaligen Menschen zu verstehen.

Ich habe diese Novelle nicht nur als Westernstory konzipiert, sondern auch als einen Appell, der mithelfen soll, dass sich so etwas nicht wiederholt.

Deshalb der direkte Wortlaut, das viele Blut und die Grausamkeiten, an denen sich mancher vielleicht stören wird.

Aber es ist nun einmal so, die Wirklichkeit ist nie schön und bequem.

Euer C. C. Slaterman

In den Fängen des Ku-Klux-Klan

Der Himmel schien zu glühen, als die Sonne hinter den schroffen Bergen im Westen versank. Langsam flossen die Schatten ineinander und die Nacht kroch heran. Dunkelheit legte sich wie ein schwarzes Tuch über den Rio Brazos.

Der Mond ging auf.

In der Nähe des großen Flusses heulte ein Kojote, Wind strich von Süden heran, raschelte in den Blättern der am Fluss stehenden Bäume und ließ ihre Zweige erzittern. Irgendwann verstummten aber auch diese Geräusche, bis schließlich nur noch das Rauschen und Glucksen des Wassers zu hören war.

Still und stumm verrann die Zeit.

Sekunden wurden zu Minuten, Minuten zu Stunden.

Mitternacht war lange vorüber, als plötzlich ein Kauz schrie. Kurz darauf war leiser, dumpfer Hufschlag zu hören. Pferde schnaubten, Sattelleder knarrte, Sporen klirrten.

Die fünf Reiter kamen mit dem Wind von Süden her an den Fluss.

Sie hatten sich lange, weiße Umhänge übergeworfen und ihre Gesichter mit spitz zulaufenden Kapuzen verhüllt. Um ihre Hüften spannten sich breite Patronengurte und in den Holstern steckten schwere 45er Colts, deren verschrammte Griffe wie Geierschnäbel aus dem Leder ragten.

Sie wirkten entschlossen wie Männer, die sich durch nichts und niemanden mehr von ihrem Vorhaben abbringen ließen. In ihren Augen, die hinter den schmalen Schlitzten der Kapuzen funkelten, glühte ein hasserfülltes, höllisches Feuer.

Gespentern gleich jagten die Kuttenträger über das Land.

Das Stakkato der stampfenden Hufe verstummte erst, als die Männer ihre Pferde auf einem schmalen Bergrücken zü-

gelten.

Unter ihnen duckten sich die Häuser einer kleinen Stadt.

»Wir kommen anscheinend genau zur richtigen Zeit«, sagte einer der Reiter. »Da unten schläft jetzt alles.«

»Täusch dich nicht«, sagte ein anderer.

Es war offensichtlich, dass dieser Mann der Anführer der Maskierten war. Wenngleich er wie alle anderen auch mit einem weiten Umhang und einer spitz zulaufenden Kapuze verkleidet war, konnte selbst ein Außenstehender an seiner Haltung und der Art, wie er sich bewegte, deutlich erkennen, dass er es gewohnt war, Befehle zu erteilen.

»Am nördlichen Ende der Main-Street brennen noch jede Menge Lichter.«

»Natürlich Ben«, sagte der andere. »Dort befindet sich ja auch der einzige Saloon unserer Stadt.«

Der Kopf des Anführers zuckte blitzartig zur Seite.

»Haben wir nicht ausgemacht, dass wir keine Namen nennen, wenn wir diese Sache durchziehen?«, fragte der Mann, dessen Name offensichtlich Ben war.

Obwohl sich seine Stimme dabei kaum merklich hob, war der eisige Klang darin nicht zu überhören. Der andere zog den Kopf zwischen die Schultern und senkte den Blick wie ein geprügelter Hund.

»Das ... das wird nicht wieder vorkommen. Das ist mir nur aus Versehen rausgerutscht, ehr... ehrlich«, stotterte er.

»Das hoffe ich für dich. Du bist zwar ein guter Mann, aber wenn du noch einmal meinen Namen nennst, wenn wir die Kapuzen tragen, schieße ich dich wie einen tollen Hund über den Haufen. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

»Na...natürlich Boss.« Dabei nickte der Mann so heftig, dass die anderen befürchteten, ihm würde der Kopf gleich von den

Schultern fallen.

Der Anführer der Reiter wandte sich wieder seinen Männern zu.

»Also los!« Seine Stimme klang heiser unter der Kapuze hervor. »Ihr wisst, warum wir hier heute Nacht hier sind.«

Dann machte er eine weit ausholende Handbewegung, zog sein Pferd herum und ritt, ohne auf eine Antwort zu warten, in langsamem Trab den Bergrücken hinunter. Die anderen folgten ihm Sekunden später. Sand knirschte unter den Hufen ihrer Pferde, als sie hintereinander durch die Main-Street von Jerome ritten.

Sie bogen im Süden der Stadt in eine der halbdunklen Seitengassen ein und hielten dort ihre Pferde an. Einer von ihnen blieb bei den Tieren, während die anderen wie auf einen stummen Befehl hin beinahe gleichzeitig durch die nächtlichen Straßen huschten.

Niemand von ihnen sprach dabei ein Wort, obwohl alle wussten, dass noch vor Anbruch des neuen Tages ein Bewohner dieser Stadt durch ihre Hand sterben sollte.

Inzwischen zeigte die Uhr der kleinen presbyterianischen Kirche von Jerome die zweite Stunde nach Mitternacht an. Der Ort kam jetzt rasch zur Ruhe. Irgendwo bellte noch ein Hund, ein Mann fluchte und ein Kind weinte.

Aber nur kurz, dann wurde es ruhig.

Auch im Norden war der Lärm im Saloon verstummt. Sekundenlang war das Rattern der Nachtkutsche das einzige Geräusch, das noch zu hören war, dann wurde es endgültig still.

Doch nicht für lange, schon bald waren Schritte zu hören.

Ein Mann kam leise pfeifend von Norden her auf das Stadtzentrum zu.

Er hatte die Hände tief in die Taschen seiner Latzhose vergraben und schlenderte sichtlich vergnügt die Straße entlang. Als er mitten auf dem Weg eine leere Konservendose entdeckte, lief er rasch darauf zu, holte mit dem Fuß aus und kickte sie voller Übermut zwischen zwei Häuser hindurch in eine dunkle Seitengasse. Noch während die Dose scheppernd in die Gasse rollte, begann wieder ein Hund zu bellen.

Im Gegensatz zu dem kläffenden Vierbeiner aber bemerkte der Mann die Gestalten, die in der Dunkelheit wie Kastenteufel auf ihn zusprangen, erst, als es für ihn keine Chance mehr gab, ihnen zu entkommen.

Als er ihre Schritte hinter sich hörte, wirbelte er zwar herum, aber da war es längst zu spät.

Er sah noch die weißen Kapuzen, die sich vor ihm trotz der Dunkelheit mit geradezu entsetzlicher Klarheit abzeichneten, dann spürte er einen harten Schlag am Hinterkopf und stürzte zu Boden.

»Seid ihr verrückt geworden?«, presste er stöhnend hervor, während er im Staub der Straße kniete und beide Hände um seinen Kopf legte.

Die Antwort war ein hinterhältiger Tritt, der ihn mit dem Gesicht voraus zu Boden warf.

Das Blut rauschte in seinen Ohren.

Er spürte den Dreck der Straße in seinem Mund und die Welt begann sich vor seinen Augen zu drehen, als er wie aus weiter Ferne eine höhnische Stimme hörte.

»Pech gehabt, Carter. Du hättest in der letzten Gemeinderatssitzung dein Maul nicht so weit aufreißen sollen. Wir erfahren nämlich alles. Aber keine Angst, du wirst diese Sache nicht alleine ausbaden müssen. Amos und deine anderen Niggerfreunde werden dir in der Hölle schon bald Gesell-

schaft leisten.«

Das Letzte, was Jesse Carter noch wahrnahm, war ein zynisches Lachen.

Dann traf ihn erneut etwas mit solch elementarer Wucht am Kopf, dass sein Bewusstsein wie eine Kerze im Sturm erlosch.

*

Als er die Augen öffnete, sah er als Erstes ein gelbweißes, grelles Licht.

Voller Panik zuckte Carter zusammen und Schmerzen schossen durch seinen misshandelten Körper. Einen Moment lang war er drauf und dran, einfach loszuschreien, doch dann stellte er erleichtert fest, dass er auf dem Rücken lag und in nichts Gefährlicheres starrte als in den grellen Schein einer Petroleumfunzel, die ihm jemand direkt vor das Gesicht hielt.

Doch der friedliche Moment hatte nur für die Dauer eines Herzschlags Bestand, dann riss ihn das Schicksal auch schon wieder in die gnadenlose Wirklichkeit zurück.

»Steh auf«, sagte eine raue Männerstimme. »Ich weiß, dass du wach bist.«

Bevor Jesse Carter reagieren konnte, trat ihm jemand mit der Stiefelspitze in die Rippen.

Raue Hände rissen ihn hoch und er wurde halb getragen und geschleift, bis ihn die Männer vor einem Baum wie einen nassen Kartoffelsack zu Boden fallen ließen.

»Hast du noch was zu sagen, Niggerfreund?«

Carter stöhnte, hob den Kopf und blickte sich um.

Inzwischen waren die Schleier vor seinen Augen verschwunden und seine Umgebung nahm langsam Konturen an. Voller Entsetzen stellte er fest, dass er sich noch immer in

der Gewalt der Kapuzenreiter befand.

»Wer ... wer seid ihr? Verdammt, was soll das Ganze?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren, aber jetzt steh erst einmal auf.«

Die Stimme kam Carter bekannt vor, obwohl sie hinter der Kapuze seltsam gedämpft klang.

Er grub seine Zähne in die Unterlippe und kam taumelnd auf die Beine.

Schweißperlen standen auf seiner Stirn, nachdem es ihm gelungen war, sich aufzurichten.

»Was soll das! Was zum Teufel wollt ihr von mir?«

Wut hatte jetzt die Angst aus seiner Stimme verdrängt, doch die Kapuzenträger blieben stumm. Stattdessen kamen zwei von ihnen auf ihn zu, rissen ihm die Arme auf den Rücken und banden seine Hände zusammen. Als er sich zu wehren versuchte, traf ihn ein Stiefeltritt zwischen die Beine. Carter krümmte sich stöhnend zusammen und würgte.

Der Schmerz ließ ihm das Wasser in die Augen schießen.

Die Männer lachten roh, dann zerrten sie ihn vorwärts.

Jesse folgte ihnen beinahe willenlos, der Schmerz in seinem Körper war inzwischen allgegenwärtig. Dennoch erkannte er, wie einer der Vermummten sein Lasso vom Sattelhorn nahm und mit einer geradezu entsetzlichen Gleichgültigkeit eine Schlinge mit einem Dutzend Knoten in das Seil flocht, während er neben ihm herlief.

Mit einem Schlag war die Angst wieder da.

Er bäumte sich im Griff seiner Peiniger auf und brüllte in die Nacht hinaus.

»Hilfe!«

Aber Jesse Carter hatte keine Chance.

Nicht in dieser Nacht, nicht in dieser Stadt.

Er beobachtete noch, wie der Maskierte vor ihm an den Baum trat und das Ende der Henkerschlinge über einen ober-schenkelstarken, vorstehenden Ast schleuderte, dann wurde er auch schon hochgehoben und auf ein Pferd gesetzt.

Carter wollte schreien, aber alles, was aus seiner Kehle kam, war ein jämmerliches Krächzen. Mit Tränen in den Augen registrierte er noch, wie man ihm den Strick überstreifte, dann wieherte das Pferd unter ihm, er wurde hochgerissen und das Seil straffte sich jäh.

Sekunden später hing sein Körper still, nur die Arme baumelten schlaff hin und her.

Einer der Vermummten trat vor und riss Carter das Hemd vom Leib. Dann zog er den Colt und jagte ihm ein halbes Dutzend Kugeln in die Brust.

Es schien, als wolle sich Carter noch einmal gegen sein Schicksal aufbäumen, doch es war nur sein Körper, der unter der Wucht der einschlagenden Geschosse hin und her baumelte.

Schweigen lag über dem Land, obwohl die Schüsse meilenweit zu hören waren.

Der Schütze wandte sich der Hauptstraße zu und hob drohend die Colthand.

»Die Tyrannei des Nordens hat ab heute ein Ende. Jerome wird wieder zu dem, was es einmal war. Dafür werden wir vom Ku-Klux-Klan sorgen. Texas den Texanern, nieder mit dem Norden und seinen schwarzen Vasallen!«

Die Worte des Sprechers hallten überlaut durch die dunklen Straßen, doch Jerome blieb stumm. Es schien, als hielt die Town den Atem an.

Dann, nach einigen Minuten absoluter Stille, schwangen sich die Maskierten auf ihre Pferde und ritten aus der Stadt.

Stunden später, als sich die ersten Strahlen der Morgensonne über dem Land ausbreiteten und ihr Licht den Frühnebel vertrieb, hob der Anführer der Kapuzenreiter den Arm und brachte seine Männer an einer Weggabelung zum Stehen. Nach einem kurzen Rundumblick dirigierte er seine Kumpanen mit einer knappen Handbewegung nach rechts.

»Wieso da lang?«, wollte einer der Reiter wissen. Der Ungeduld seiner Stimme nach schien der hagere Mann das Ende des Ritts allmählich herbeizusehnen. Seine ganzen Bewegungen und die linkische Haltung im Sattel ließen darauf schließen, dass er es nicht gewohnt war, über längere Zeit auf dem Rücken eines Pferdes zu sitzen. »Ich dachte, wir reiten jetzt nach Hause.«

»Unsere Mission ist noch nicht zu Ende«, sagte der Anführer der Maskierten knapp.

»Was soll das?«, schnappte der Hagere. »Falls du es noch nicht bemerkt hast, aber die Sonne ist gerade aufgegangen. In zwei Stunden muss ich meinen Laden aufschließen. Ich kann es mir nicht leisten, die paar Kunden, die ich noch habe, auch noch zu vergraulen.«

»Keine Angst, unsere Geldsorgen haben sich spätestens in ein, zwei Wochen erledigt. Und nun komm mit, jetzt machen wir endgültig reinen Tisch.«

Der Hagere zögerte, bis er sah, wie die anderen ihrem Anführer ohne Widerworte folgten.

Mit einem Fluch rammte er seinem Pferd die Sporen in die Weichen und ritt seinen Kumpanen hinterher.

Eine Stunde später hielten sie auf einer Kuppe, von der aus sie das zerklüftete Land weithin überblicken konnten.

Im Westen stieg in der Ferne eine dünne Rauchfahne in den Morgenhimmel.

Der Führer der Maskierten, der in der Nacht von einem der ihren Ben genannt wurde, lachte gehässig.

»Oha, wie es scheint, sind unsere Niggerfreunde auch schon alle wach.«

»Prima«, meldete sich einer der anderen zu Wort. »Dann können uns die Weiber ja Frühstück machen, solange wir ihre Männer aufknüpfen.«

Einen Augenblick lang war es totenstill. Aber nur für einen Augenblick, dann brachen alle beinahe gleichzeitig in brüllendes Gelächter aus.

*

Wenig später zügelten sie ihre Pferde in Sichtweite der Farm.

Die Kapuzen und Umhänge lagen inzwischen alle sorgfältig zusammengerollt in den Satteltaschen. Es war nicht mehr notwendig, sich zu maskieren. Warum auch? Wenn die Sache vorüber war, lebte dort sowieso niemand mehr, um gegen sie auszusagen.

Während sie ihre Gewehre aus den Gun-Scabbards zogen, starrten sie beinahe gierig auf das hufeisenförmig angelegte Anwesen, das aus Wohnhaus, Scheune und zwei solide wirkenden Stallungen bestand. In der Mitte des Hofes befand sich ein gemauerter Brunnen mit Winde und einem kleinen Holzdach.

Neben ihnen scharrrten zwei Hühner im Dreck, ansonsten war niemand zu sehen.

Der Anführer der Klansmänner glitt aus dem Sattel und nickte seinen Begleitern auffordernd zu. Während einer von ihnen bei den Pferden blieb, näherten sich die anderen fächerförmig dem Wohnhaus, wo inzwischen Stimmen laut wur-

den.

Einen Moment später, der erste der Männer wollte gerade seinen Fuß auf den hölzernen Verandavorbau setzen, schwang die Eingangstür nach innen. Ein Junge erschien auf der Schwelle. Er war klein und hager und hielt einen Melkschemel und einen Eimer in den Händen. Seine Augen weiteten sich jäh, als er die Männer erkannte.

Er ließ Eimer und Schemel fallen und wollte zurück ins Haus laufen.

»Ma!«

Aber die Männer ließen ihm keine Chance.

Einer von ihnen, ein unglaublich hagerer Kerl mit Halbglatze, sprang aus dem Stand heraus auf ihn zu und erstickte sein Rufen, indem er ihm die Rechte brutal auf den Mund presste.

Der Junge hielt abrupt inne und ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten, als ein anderer Mann mit erhobenem Gewehrkolben auf ihn zusprang.

Eine Sekunde später war der Kopf des Jungen eine einzige blutig-rote Ruine.

Inzwischen hatten die anderen das Haus betreten.

Drinnen, am Tisch einer geräumigen Wohnküche, saß ein älterer Mann in der einfachen Kleidung eines Farmers, während eine rundliche Frau vor dem Herd stand und ein Feuer entfachte.

»Guten Morgen!«, sagte Ben, der Anführer der Klansmänner, und lächelte kalt.

Einen Moment lang starrte der dunkelhäutige Farmer beinahe ungläubig auf die Eindringlinge. Dann sprang er auf.

Aber da war es für irgendeine Reaktion längst zu spät.

Ben versetzte dem Tisch, hinter dem der Farmer saß, einen Tritt, worauf das Möbelstück sich mit solcher Wucht in den

Bauch des Mannes bohrte, dass dieser mit einem Schrei vornüber kippte und mit dem Gesicht auf die Tischplatte knallte.

Die Frau am Herd stieß einen spitzen Schrei aus und schlug beide Hände vor das Gesicht.

»Ihr Schweine, was soll das?«, stieß der Farmer hervor, während er sich stöhnend aufrichtete.

»Das fragst du noch?«, zischte einer der Klansmänner. »Du verdammter Nigger reißt dir hier das fruchtbarste Farmland der ganzen Gegend unter den Nagel und lebst mit deiner Brut wie die Made im Speck, während der Vorbesitzer in der Stadt die Spucknapfe im Saloon leeren muss, um über die Runden zu kommen. Aber damit ist es jetzt vorbei, dafür werden wir hier und heute sorgen.«

Das Gesicht des Farmers formte sich trotz der prekären Lage, in der er sich befand, zu einer entschlossenen Miene.

»Das ist nicht wahr«, behauptete er entrüstet. »Wer das sagt, der lügt!«

»Willst du damit sagen, dass wir alle Lügner sind?«

»Ich habe mir das Land nicht unter den Nagel gerissen«, erwiderte der Farmer, ohne auf die Frage einzugehen, »sondern es rechtmäßig durch das Heimstättengesetz erworben. Dass hier alles so wächst und gedeiht, habe ich nur der Kraft meiner Hände zu verdanken. Mein Vorgänger hatte die gleichen Chancen, ich kann nichts dafür, das er die Hände in den Schoß legte und wartete, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.«

»So, so«, erwiderte Ben abfällig. Dann drehte er den Kopf und wandte sich seinen Männern zu, die hinter ihm standen.

»Los, schafft ihn raus!«

»Was hast du vor?«

»Schnappt euch eure Lassos und bindet ihn damit. Eines um

jeden Arm und jedes Bein.«

»Und dann?«

Der Anführer der Klansmänner grinste teuflisch.

»Dann sagt ihr Frank Bescheid, dass er mit den Pferden herkommt, bindet die Stricke um die Sattelhörner und dann reitet ihr auf mein Kommando hin alle gleichzeitig los. Aber jeder in eine andere Himmelsrichtung.«

»Das wird auf dem Hof aber eine ziemlich große Sauerei geben.«

»Das glaube ich nicht, der Nigger hat doch gesagt, dass er das hier alles durch die Kraft seiner Hände erschaffen hat. Jetzt kann er mal zeigen, ob er tatsächlich so viel Kraft besitzt, wie er behauptet hat.«

»Und wenn er dabei doch draufgeht?«

»Dann haben wir den endgültigen Beweis, dass alle Schwarzen lügen, sobald sie nur das Maul aufmachen.«

»Nein ... nein«, stammelte Amos Tollins ungläubig.

Die angsterfüllten Blicke des Farmers, der sich jetzt erst darüber im Klaren war, was für ein Schicksal man ihm zuge-dacht hatte, hetzten von einem der Männer zum anderen. Doch alles, was er sah, waren maskenhaft starre Gesichter, in denen nicht das geringste Anzeichen von Gnade zu erkennen war.

Gleichzeitig begann seine Frau gellend zu schreien.

Tollins fuhr herum.

Einer der Männer hatte das Haus verlassen, wahrscheinlich um seinen Kumpan mit den Pferden herzubringen. Dabei hatte er die Eingangstür hinter sich offen gelassen. Der Anblick, der sich Amos dadurch bot, brachte den Farmer fast an den Rand des Wahnsinns. Jetzt wusste er auch, warum seine Frau so entsetzlich schrie.

Draußen, auf dem Verandavorbau, lag ihr Sohn, ihr einziges Kind, in seltsam verrenkter Haltung auf den ausgetretenen Holzdielen. Um seinen dürren Körper herum hatte sich eine große, dunkle Lache gebildet. Sein Gesicht war seltsam verzerrt, der Rest des Kopfes eine einzige breiige Masse aus Blut, Knochensplintern, zerfetzter Haut und Hirnmasse.

Ein Bild, das in Amos alle Dämme brechen ließ.

Er bäumte sich auf, riss die Arme hoch und warf sich mit einem überschnappenden Kreischen auf den Mann, der ihm am nächsten stand.

Aber der Farmer hatte gegen den eiskalten Mörder nicht den Hauch einer Chance. Der Mann wandte sich mit einer blitzschnellen Körperdrehung zur Seite, ließ den Fuß stehen und lachte schallend, als Amos darüber stolperte und mit dem Gesicht so heftig auf den Boden knallte, dass ihm das Blut aus der Nase lief.

*

US-Marshal Jim Crown ließ die Rechte mit der Pferdebürste sinken, mit der er bis gerade eben noch das Fell seines Morgans gestriegelt hatte, und starrte verwundert auf den vornehm gekleideten Mann, der sich nach einem diskreten Räuspern der Box näherte, in der er seinen Hengst untergestellt hatte. Ein mulmiges Gefühl breitete sich in seiner Magengegend aus, während er dem Mann grüßend entgegen nickte.

Es kam nicht oft vor, das Gouverneur Coke die Stallungen besuchte, in denen die US-Marshals ihre Pferde untergestellt hatten und schon gar nicht an einem Sonntag.

Es musste also etwas Außergewöhnliches geschehen sein, das Coke veranlasste, ihn hier und heute zu besuchen.

Etwas ziemlich Außergewöhnliches sogar, wie er unschwer an Cokes ernstem Gesicht ablesen konnte. *Damit ist der Sonntag wohl gelaufen*, dachte Crown seufzend und richtete den Blick auf seinen obersten Chef.

»Guten Morgen, Gouverneur, darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?«

Coke winkte ab. »Sparen Sie sich Ihre Freundlichkeiten, Crown. Sie kennen mich lange genug, um zu wissen, dass ich nicht aus Spaß an der Freude hier bin, schon gar nicht an einem Sonntag.«

Jim horchte auf. So ernst hatte er Coke schon lange nicht mehr erlebt.

»Was ist passiert?«

Coke senkte den Kopf.

»Etwas, das mir Sorgen macht, ziemlich große Sorgen sogar.«

Crown schwieg betroffen.

Er kannte den Gouverneur in der Tat lange genug, um zu wissen, dass das, was er ihm gleich erzählen würde, alles andere als spaßig war.

»Es tut mir leid, dass ich Sie damit ausgerechnet an einem Sonntag stören muss, aber ich habe von der Sache selber erst vor ein paar Stunden erfahren.«

»Schon gut«, erwiderte Crown mit belegter Stimme. Er ahnte inzwischen, dass die Lage mehr als ernst sein musste.

»Um was geht es?«

»Ich habe gestern Abend mit der Nachtkutsche ein Schreiben von einem Town Marshal aus dem Grime County erhalten, worin dieser mich um Amtshilfe bittet. Seinem Bericht nach wurden in Jerome, einem kleinen Nest am südlichen Ende des Countys, mehrere Menschen auf geradezu bestiali-

sche Art ermordet. Jesse Carter, ein Mitglied des hiesigen Gemeinderates, wurde erhängt und anschließend noch mit sechs Revolverkugeln entstellt. Stunden später wurde Amos Tollins auf seiner Farm überfallen. Man hat seinem Sohn mit einem Gewehrkolben den Schädel zu Brei geschlagen, seine Frau vergewaltigt und danach mit einem Besenstiel derart misshandelt, dass sie innerlich verblutet ist. Anschließend wurde Tollins wie im alten Rom mit vier Pferden auseinandergerissen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas Entsetzlicheres gelesen zu haben als diesen Brief. Ich hoffe, Sie verstehen, warum ich sie aufgesucht habe.«

Crown nickte fassungslos. Er hatte während seiner Dienstzeit als Marshal schon so einiges erlebt, aber das stellte alles in den Schatten.

»Gibt es bereits irgendwelche Hinweise auf die Täter?«

Coke nickte düster. »Oh ja, es gibt sogar einen Zeugen, aber ich fürchte, der wird uns nicht weiterbringen.«

»Wieso das denn?«

»Er hat zwar den Mord an Carter beobachtet und auch gesehen, wie die Männer danach zu Tollins' Farm geritten sind, aber das war es dann auch schon. Die Männer waren nämlich alle bis zur Unkenntlichkeit maskiert.«

»Das ist natürlich schlecht«, sagte Crown und wiegte bedächtig den Kopf.

»Eben, aber gerade diese Maskerade bringt uns ins Spiel. Diese Taten waren alle geplant und die Täter sind keine Geringeren als Männer vom Klan. Ich hoffe, Sie verstehen, warum ich mir Sorgen mache.«

Jim nickte augenblicklich.

Dann legte er die Pferdebürste aus der Hand, gab seinem Morgan noch einen leichten Klaps auf die Hinterhand und

blickte dem Gouverneur auffordernd in die Augen.

»Okay, ich sage nur noch Mary Ann Bescheid, dann komme ich in Ihr Büro und wir besprechen alles.«

Nachdem sich der Gouverneur von ihm verabschiedet hatte, machte sich Jim seufzend auf den Nachhauseweg. Er wusste, dass Mary Ann alles andere als begeistert sein würde, wenn er ihr eröffnete, dass er einem Ritt in ein Provinzkaff namens Jerome einem gemeinsamen Sonntagsessen und anschließendem Match zwischen den Laken den Vorzug gab.

*

Der Reiter, der kurz vor dem Mittag aus den Hügeln kam und auf die Überlandstraße zuhielt, war so mit Staub und dem Flugsand aus den Bergen bedeckt, dass es bei jeder Bewegung, die er im Sattel machte, regelrecht knirschte.

Seinem Pferd erging es nicht besser, das sonst so glänzende, rehbraune Fell hatte die Farbe eines alten Kartoffelsacks angenommen und zusammen mit dem hängenden Kopf und dem schleppenden Trab, mit dem es sich vorwärts bewegte, wirkte das Tier eher wie eine betagte Mähre, die im Mietstall ihr Gnadenbrot erhielt, als wie ein feuriger Morganhengst.

Mit einem Zungenschnalzen lenkte der Mann sein Pferd in den Schatten einer nahen Baumgruppe und hielt an. Sein Blick glitt suchend über den Overland Trail und saugte sich schließlich an der kleinen Postkutschenstation fest, die sich etwa zwei Meilen vor ihm an den Fuß eines schroffen Felsenhügels duckte. Der Mann nestelte kurz in seiner Satteltasche und förderte ein Fernrohr ans Tageslicht, wie es im Krieg oft zur Beobachtung der feindlichen Linien benutzt wurde.

In der klaren Vormittagsluft war das Wohnhaus mit den

Stallungen und den Corrals deutlich zu erkennen.

Ein Lächeln huschte über das kantige Gesicht des Mannes, als er das liebevoll zusammengestellte Gesteck aus getrockneten Wildblumen bemerkte, das anstelle der sonst üblichen Wagenräder oder Zuggeschirre über der Eingangstür angebracht war.

Der Stationer war garantiert verheiratet, denn die Hand einer Frau war nicht zu übersehen.

Alles wirkte ordentlich und sauber. Es gab einen Gemüsegarten, der Verandavorbau des Hauses war blank gefegt und an den Fenstern hingen weiße Vorhänge.

Der Reiter verstaute das Fernrohr, beugte sich im Sattel vor und klopfte sanft gegen den Hals des Morgans.

»Na Brauner, was denkst du, sollen wir hier eine Rast einlegen, bis die größte Mittagshitze vorbei ist? Sieht doch gut aus, alles sauber und aufgeräumt, da führt bestimmt eine Frau das Regiment.«

Das Pferd hob den Kopf und schnaubte in einer Art, die sich wie eine Zustimmung anhörte.

Der Mann lachte leise.

Er war groß, etwas über sechs Fuß und gut hundertachtzig Pfund schwer, trotzdem bewegte er sich so geschmeidig wie eine Raubkatze auf Beutezug. Das eisgraue Haar an seinen Schläfen stand in seltsamem Kontrast zu seiner ansonsten fast blauschwarzen Mähne und dem sonnenverbrannten, von scharfen Falten durchzogenen Gesicht.

Entgegen seiner Vorliebe für elegante Kleidung hatte sich Jim Crown bei dieser Mission für die einfache Tracht eines Weidereiters entschieden: dunkelbraune Cordhose, flaschengrünes Hemd und eine ärmellose Weste aus Kalbfell. Nur der sechszackige Stern, der knapp über dem Herzen an der Brust-

tasche steckte, war der gleiche geblieben.

Das blank polierte Sterlingsilber blitzte und funkelte trotz des allgegenwärtigen Staubs wie ein festlich geschmückter Weihnachtsbaum.

Jim tastete mit den Fingern über sein Hemd und löste den Stern von dem Stoff.

Nachdenklich betrachtete der Marshal das blitzende Abzeichen und steckte es schließlich in die Hosentasche. Irgendein Gefühl sagte ihm, dass es besser war, wenn er sich nicht gleich als US-Marshal zu erkennen gab. Ärgerlich schüttelte er den Kopf, als er an seinen neuen Auftrag dachte. Sollten sich die Hinweise, die der Gouverneur erhalten hatte, bestätigen, bekam er es diesmal mit dem Ku-Klux-Klan zu tun.

Obwohl Jim in Texas aufgewachsen und damit ein Kind des Südens war, hasste er außer dem Familienclan der Kanes, den noch immer frei herumlaufenden Mördern seiner ersten Frau, nichts so sehr wie diesen Geheimbund maskierter Kuttenträger. Diese, am Weihnachtsabend 1865 von sechs ehemaligen Offizieren der Konföderation in Pulaski, Tennessee, gegründete Vereinigung, hatte sich nach dem Beitritt von Colonel Lawrence Davis von einer spaßigen Junggesellenidee zu einer blutrünstigen Bestie entwickelt, die jeden, der sich ihren Interessen in den Weg stellte, brutal beiseiteräumte.

Der Klan war inzwischen zu einem Machtfaktor in den ehemaligen Südstaaten geworden, dem sogar Senatoren, Abgeordnete, Richter und Sheriffs angehörten. In den letzten beiden Jahren waren alleine im Bundesstaat Mississippi fünfunddreißig Menschen seinem Treiben zum Opfer gefallen, in Florida binnen fünfunddreißig Monaten sogar weit mehr als zweihundert.

Jetzt hatte es den Anschein, als würde der Klan auch im Sü-

den von Texas sein Unwesen treiben, ein Umstand, den nicht nur Gouverneur Coke unbedingt vermeiden wollte.

Jim schüttelte sich erneut, um die trüben Gedanken aus seinem Kopf zu vertreiben, und trieb sein Pferd wieder an.

Dumpf klangen die Hufschläge seines Morgans auf dem sandigen Boden.

Als die Mittagssonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, zügelte er sein Pferd auf dem Hof der kleinen Postkutschenstation.

In einem Holzverschlag neben dem Wohnhaus begann ein Hund aufgeregt zu kläffen. Sekunden später schwang die Eingangstür des Wohnhauses nach innen und ein untersetzter, stämmiger Mann tauchte im Türrahmen auf.

Jim war ziemlich überrascht, als er erkannte, dass der Mann ein Schwarzer war. Obwohl der Bürgerkrieg schon seit Jahren vorbei war, hatten es Menschen mit dieser Hautfarbe immer noch nicht leicht, sich irgendwo niederzulassen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Schon gar nicht in Texas, wo sich der größte Teil der Bevölkerung immer noch nicht damit abgefunden hatte, dass die »Südstaaten« nicht mehr existierten.

Das metallische Knacken eines Gewehrhahnes riss ihn jäh aus seinen Gedanken.

»Das ist nah genug, Fremder! Sag, was du willst, aber sag es schnell. Die Zeiten sind unruhig und mein Zeigefinger ist verdammt nervös, wenn du weißt, was ich meine.«

Das Bellen des Hundes wurde immer wütender, bis ihn der Mann mit einem scharfen Zischlaut zum Verstummen brachte.

Jim hob die Arme und streckte dem Mann die Innenflächen seiner Hände entgegen. Er konnte dem Stationer seine unfreundliche Art nicht verübeln. Das Anwesen lag ziemlich

einsam und die Zeiten waren in der Tat alles andere als friedlich. Gerade für Menschen mit dunkler Hautfarbe, deshalb störte er sich auch nicht an der Schrotflinte in der Armbeuge des Mannes.

»Mein Name ist Crown, Jim Crown. Ich bin auf dem Weg nach Jerome. Können Sie mir sagen, wie weit es noch bis dahin ist?«

Es blieb einige Sekunden still, dann räusperte sich der Mann und antwortete: »Sechs oder sieben Meilen, immer Richtung Süden. Aber an Ihrer Stelle würde ich es mir zweimal überlegen, ob ich weiter reite.« Der Stationer grunzte und deutete gen Himmel.

»Die Sonne hat jetzt ihren höchsten Stand erreicht. In spätestens einer Stunde wird es hier so heiß, dass selbst die Hufeisen Ihres Pferdes zu kochen anfangen. Wenn Sie Jerome nicht unbedingt noch vor der Dämmerung erreichen müssen, würde ich persönlich mir lieber ein schattiges Plätzchen suchen und bis zum Nachmittag warten, wenn es wieder kühler wird.«

»Mit diesem schattigen Plätzchen meinen Sie wohl Ihre Station?«, fragte Jim grinsend.

Der Mann lachte. »Sie haben es erfasst, also kommen Sie schon rein. Im Sitzen redet es sich bedeutend angenehmer als hier draußen im Stehen.«

Jim nickte und rutschte steifbeinig aus dem Sattel.

»Wo kann ich solange mein Pferd unterstellen?«

»Dort drüben im Schuppen.« Der Stationer deutete auf das kleinste der drei Stallgebäude.

»Die Scheune und der große Schuppen sind für die Pferde, eine Ersatzkutsche und das Viehfutter reserviert. Sorry, aber so will es nun mal die Butterfield Overland Line.«

»Schon okay«, sagte Jim, fasste nach den Zügeln seines Pferdes und führte das Tier auf den Stall zu.

Er öffnete gerade das Tor, als hinter ihm im Haus die helle Stimme einer Frau ertönte.

»Alles okay, Tom? Wer ist dieser Fremde?«

»Keine Ahnung, ich habe ihn hier in der Gegend noch nie gesehen. Er will anscheinend noch heute nach Jerome und das bei dieser Hitze. Ich habe ihm vorgeschlagen, bis zum Nachmittag in der Station zu warten, bis es nicht mehr so heiß ist.«

»Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee war, nachher ist er einer von denen, du weißt schon.«

»Ach was, der Kerl scheint anständig zu sein, und außerdem habe ich ja immer noch die Parker Gun. Vor einem Schrotschießer wie dem haben selbst diese Halunken Respekt.«

»Trotzdem, ich ...«

Was die Frau sonst noch sagte, konnte Crown nicht mehr hören, denn der Mann hatte sich inzwischen wieder umgedreht und die Haustür hinter sich ins Schloss gezogen.

*

Jim musste immer wieder über die letzten Worte des Stationerehepaars nachdenken, während er sich um sein Pferd kümmerte.

Über wen hatten sich die beiden wohl unterhalten? Waren mit diesen Halunken am Ende gar die Männer vom Klan gemeint?

Der Marshal beschloss, das Paar im Auge zu behalten, nicht, dass sie womöglich noch Handlanger dieser Kapuzenreiter

waren. Er kannte den Einfluss und die Macht dieser Kutten-träger schließlich zur Genüge.

Wenig später, nach einem prüfenden Blick auf das Tier, wandte er sich seinem Erscheinungsbild zu. Als Ergebnis seiner Betrachtung nahm er mit einem leichten Kopfschütteln den Hut ab und klopfte sich mit dem Stetson die Spuren seines Ritts aus den Kleidern, bis es nur so staubte. Anschließend befeuchtete er sein Halstuch mit dem Inhalt aus seiner Wasserflasche und fuhr sich über das Gesicht. Zum Schluss wischte er sich noch die Spitzen seiner Stiefel an den Hosenbeinen ab, fuhr in Ermanglung eines Kamms mit den Fingern durch das Haar und setzte den Hut wieder auf.

Crown sah erneut an sich hinunter, nickte zufrieden und verließ dann den Stall.

Als er den Hof überquerte, stieg ihm der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee in die Nase. Sofort meldete sich sein leerer Magen und er beschleunigte unbewusst seine Schritte. Der Hund, der bei seinem ersten Erscheinen auf dem Hof wie verrückt gebellt hatte, ließ jetzt lediglich ein leises Knurren von sich hören.

Jim lief über den Vorbau, riss die Eingangstür auf und trat beinahe hastig über die Schwelle.

Gedämpftes Gemurmel drang ihm entgegen, das sofort verstummte, als er in den Raum kam.

Einen Moment lang blieb er stehen und sah sich prüfend um.

Im Innern des Hauses sah es genauso aus wie in jeder anderen Postkutschenstation, die Jim im Lauf seines rauen Lebens aufgesucht hatte.

In der Mitte des Raumes gab es einen wuchtigen, rohgezimmerten Tisch mit acht ebenso wuchtigen, rustikalen Lehn-

stühlen. Der einzige Unterschied war, dass hier die Sitzflächen der Stühle mit weichen, selbst genähten Kissen ausgelegt waren. Der Rest war gleich, die aus unbehauenen Steinen erbaute Kochstelle ebenso wie die schmale Theke und das kleine Regal dahinter, das mit Steingutgeschirr, mehreren Schnapsflaschen und einem kleinen Vorrat an Konserven, Mehl und Bohnen angefüllt war.

»Setzen Sie sich doch. Wollen Sie Kaffee?«

Jim nickte, nahm seinen Hut ab und setzte sich an den klobigen Tisch. Er legte den Stetson auf den Stuhl neben sich und musterte das Stationerpärchen nun etwas genauer. Der Mann stand rechts von seiner Frau, die an der Kochstelle hantierte, und sagte etwas zu ihr. Er war ein stämmiger Mann, mittelgroß, mit einer Haarmatte, die schon deutlich mit grauen Strähnen durchzogen war. In der Armbeuge seiner Rechten lag noch immer seine klobige Schrotflinte. Die Frau war im Gegensatz zu ihm ein zierliches Wesen mit einem vergrämt wirkenden Gesicht und tiefen Augenringen, was Jim nicht sonderlich verwunderte. Das Leben hier draußen war hart und gnadenlos, böse Zungen behaupteten sogar, dass dieser Teil von Texas der Himmel für Cowboys und Rinder, aber die Hölle für Frauen und Hunde war.

Die Frau nickte jetzt, worauf sich ihr Mann wieder Jim zuwandte.

»Mein Name ist Baker, Tom Baker, ich leite diese Station hier zusammen mit meiner Frau Susan. Ich weiß zwar nicht, von wo Sie herkommen, aber dem Staub auf Ihrer Kleidung nach zu urteilen müssen sie schon etliche Meilen hinter sich gebracht haben. Wollen Sie außer Kaffee auch was zum Essen?«

Natürlich wollte Jim etwas essen.

Allein schon das Wort ließ seine Magenwände zusammenkrampfen. Er hatte seit gestern außer einem Stück Trockenfleisch und einem Schluck lauwarmen Wassers nichts mehr in den Magen bekommen. Für einen Mann, der nicht nur elegante Kleidung, sondern auch gutes Essen liebte, ein Ding der Unmöglichkeit. Er nickte deshalb schnell.

Baker, der Stationer, grinste wissend.

»So etwas Ähnliches habe ich mir fast schon gedacht. Die nächste Kutsche kommt allerdings erst morgen Mittag hier an, wir haben deshalb nur Bohnen mit Speck. Meine Frau kann Ihnen dazu noch etwas selbst gebackenes Brot reichen, natürlich nur, wenn Sie wollen.«

»Ja, sehr gerne, Bohnen sind immer gut.«

»Okay, aber dann müsste ich zwei Dollar von Ihnen verlangen.« Baker verzog das Gesicht, als wären ihm seine Worte peinlich.

»Das geht in Ordnung«, erwiderte Jim.

Er wusste zwar, dass der Preis für das Essen und den Kaffee überteuert war, andererseits wusste er aber auch genau, welche Mühen es Baker kostete, die Lebensmittel in diese Einöde zu schaffen. Er legte den geforderten Betrag in Münzgeld auf den Tisch, worauf die Frau sofort mit einer Pfanne an der Kochstelle hantierte.

Baker brachte ihm eine große Tasse Kaffee und strich das Geld mit einer schnellen, offensichtlich schon tausendmal geübten Geste ein. Jim nahm einen großen Schluck von dem schwarzen Gebräu und lehnte sich zufrieden auf dem Stuhl zurück. Der Kaffee war genau so, wie er sein sollte, schwarz, stark und süß. Wenn das Essen auch nur annähernd so gut war, lag er mit seinem Entschluss, hier die Mittagshitze abzuwarten, genau richtig.

Jetzt musste er nur noch herausbekommen, was das für Haulunken waren, über die sie vorhin geredet hatten.

Aber sein Magen verhinderte, dass er sich den Kopf über diese Dinge noch weiter zerbrechen konnte, die Frau servierte nämlich das Essen. Der Teller war gut gefüllt, die Bohnen dampften und der Speck duftete würzig. Jim griff nach dem Besteck und fiel wie ein ausgehungertes Wolf über den Teller her.

»Wollen Sie länger in Jerome bleiben oder sind Sie nur auf der Durchreise?«, fragte Baker, nachdem er Crown dabei fast eine Minute lang prüfend gemustert hatte.

Jim hob den Kopf, biss in das Brot, das neben ihm in einem Weidekörbchen lag, wischte sich mit dem Handrücken einige Bohnenreste aus dem Mundwinkel und antwortete erst, nachdem er sein Essen hinuntergeschluckt hatte.

»Weder noch, ich will dort nur einen alten Freund besuchen.«

Baker riss erstaunt die Augen auf. »Einen Freund? Alle Teufel, und wie heißt dieser Mann? –

Verzeihen Sie mir meine Neugierde«, fügte Baker rasch hinzu, nachdem er bemerkt hatte, wie sich in Jims Augen bereits nach seinen ersten Worten ein lauerner Blick einschlich.

»Aber dass jemand, der von außerhalb kommt, einen Freund in Jerome hat, ist ungefähr so selten wie ein achtbeiniger Hund. Jerome ist der Arsch der Welt. Dort gibt es nicht einmal eine Zeitung, nur eine Kirche, einen Saloon, zwanzig Häuser und hundert Misthaufen und einmal die Woche kommt die Postkutsche. Da fliegen sogar die Vögel rückwärts drüber, damit sie das Elend nicht mit ansehen müssen.«

»So, so«, sagte Jim und führte einen weiteren Löffel mit Bohnen zum Mund. »Dafür ist die Station aber ziemlich gut auf-

gestellt. Eine Ersatzkutsche, frische Pferde und ein Aufenthaltsraum, in den mindestens ein Dutzend Leute passen. Wenn Sie mich fragen, verdammt viel Aufwand, wenn hier tatsächlich so wenig los ist.«

Baker winkte hastig ab, zu hastig für Jims Geschmack.

»So dürfen Sie das nicht sehen«, sagte er schnell. »Wenn wir nur von dem leben müssten, was wir an Jerome und den Passagieren, die mit der Kutsche in dieses Drecksnest kommen, verdienen, wären wir längst verhungert. Aber Gott sei Dank gibt es hier außer dem Karrenweg, der nach Jerome führt, auch noch eine Überlandstraße in die Countyhauptstadt.«

Inzwischen hatte sich die Frau des Stationers hinter ihren Mann gestellt und ihre Rechte auf dessen Schulter gelegt.

»Mein Mann hat recht«, sagte sie. Ihre Stimme klang dabei seltsam schrill. »Wenn es diese Leute, die hier bei uns essen oder Vorräte einkaufen, nicht geben würde, hätten wir die Station schon längst zumachen können.«

Dann streckte sie den Kopf vor.

»Wie heißt denn nun Ihr Freund?«, fragte sie lauernd. »Ich weiß, es geht uns zwar nichts an, aber Sie müssen wissen, dass die Bewohner von Jerome ein seltsames Völkchen sind, eigenbrötlerisch, wortkarg und Fremden gegenüber fast schon feindselig eingestellt. Wir leben allerdings schon so lange hier, dass man uns akzeptiert hat. Man kennt sich inzwischen. Ich will damit sagen, dass wir Ihnen bei der Suche nach Ihrem Freund sicher behilflich sein könnten.«

»Das wäre gut«, erwiderte Jim. »Dann könnte ich mir die Fragen nach ihm ersparen, denn so, wie Sie sagen, würde ich wahrscheinlich sowieso keine Antworten darauf bekommen.«

»So ist es«, entgegnete Tom Baker.

»Als dann«, sagte Jim, der gespannt war, wie dieses merkwürdige Paar auf den Namen jenes Mannes reagieren würde, den man vor wenigen Tagen in Jerome bestialisch ermordet hatte.

»Sein Name ist Carter«, sagte Jim gedehnt. »Jesse Carter.«
In der Station wurde es augenblicklich totenstill.

Die Gesichter von Tom und Susan Baker hätten nicht entsetzter wirken können, als wenn in ihrer Mitte eine Kanonenkugel eingeschlagen wäre. Die Frau stieß einen Schrei aus und trat erschrocken einen Schritt zurück, während ihr Mann aufsprang, die Schrotflinte hochnahm und die Mündung auf Jim richtete.

*

»He, was soll das! Sind Sie verrückt geworden?«

»Raus«, antwortete Baker nur. »Verschwinden Sie aus meinem Haus, aber sofort!«

»Was zum Teufel habe ich Ihnen denn getan?«, wollte Jim wissen. »Eben noch laden Sie mich zum Kaffee ein, Ihre Frau kochte für mich und jetzt bedrohen Sie mich mit dem Gewehr. Was für ein Spiel spielen Sie hier?«

Bevor Baker antworten konnte, begann seine Frau zu kreischen.

»Schmeiß ihn raus, los, schmeiß ihn raus oder willst du, das es uns so wie den anderen ergeht?«

»Sie haben gehört, was meine Frau gesagt hat. Gehen Sie, um Gottes willen, jetzt gehen Sie doch endlich!« Bakers Stimme überschlug sich fast vor Nervosität.

Jim nahm die Hände hoch und erhob sich.

Der Stationer stand auf der anderen Seite des Tisches, kaum

mehr als einen halben Meter von ihm entfernt. Selbst wenn er es gewollt hätte, war es unmöglich, ihn auf diese Entfernung zu verfehlen. Jim schluckte, weil er wusste, dass Baker ihn mit seinem Schrotschießer mit Leichtigkeit in Fetzen schießen konnte.

»Schon gut, ich geh ja schon.« Dann wandte er sich ab, als wolle er Bakers Befehl nachkommen.

Der Stationer schnaufte erleichtert und ließ das Gewehr sinken.

Im gleichen Moment wirbelte Crown herum, langte über den Tisch und wischte mit seiner Rechten Bakers Waffenhand zur Seite.

Baker schrie auf und zog instinktiv beide Abzugshähne der Schrotflinte durch.

Ein gelbroter Feuerstrahl zuckte aus den Mündungen hervor und die ohrenbetäubenden Schussdetonationen erfüllten den Raum bis in den hintersten Winkel.

Die Frau schrie gellend auf, während die Schrotladungen seitlich in die Wand schlugen. Es klang, als würden erbsengroße Hagelkörner auf einen riesigen Blechteller niederprasseln.

Ihr Mann ließ sein Gewehr fallen, als hätte er sich an der Waffe die Finger verbrannt, und taumelte rückwärts zur Theke. Sein Gesicht wurde so bleich wie ein frisch gestärktes Leintuch.

Der Marshal hatte inzwischen seinen Colt gezogen und ließ die kreisrunde Mündung der Waffe zwischen dem Stationer und dessen Frau hin und her wandern.

»Jetzt habe ich aber die Schnauze voll. Wenn Sie mir nicht sofort sagen, was das Ganze soll, werde ich wütend, und das wäre nicht gut. Denn wenn ich wütend bin, fließt meistens

Blut, und in der Regel ist es nicht meins. Also raus mit der Sprache, warum spielt ihr hier alle verrückt, kaum dass ich den Namen Jesse Carter erwähnt habe?«

»Sag nichts!« Die Stimme der Frau überschlug sich fast. »Um Gottes willen, Tom. Sag ihm nichts, hörst du, sag ihm kein Wort.«

Jim beobachtete, wie die Hände des Stationers zitterten, während er den Kopf hob und seine Frau anstarrte. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn und das nervöse Flackern in seinen Augen war unübersehbar.

»Warum? Was macht das jetzt noch aus? Er wird keine Ruhe mehr geben, nach dem, was wir getan haben, und wenn wir es ihm nicht erzählen, tun es die anderen.«

»Was interessieren mich die anderen«, kreischte seine Frau. »Hast du schon vergessen, was sie mit denen gemacht haben, die ihren Mund nicht halten konnten? Wenn du schon nicht an uns denkst, dann denk wenigstens an die Station. Was sollen wir denn machen, wenn sie uns das Dach über dem Kopf anzünden? Ohne sie sind wir ruiniert! Was soll dann noch aus uns werden?«

Tom Baker schlurfte schwerfällig zum Tisch zurück und setzte sich auf einen der Stühle.

»Das mag alles sein, Susan, aber so kann es nicht mehr weitergehen. Ich kann so nicht mehr leben. Ich möchte morgens noch in den Spiegel sehen können, ohne mich anzuspucken.«

Sein Blick glitt zum Marshal hinüber.

»Also fragen Sie schon. Was wollen Sie wissen?«

Jim Crown schob den Colt zurück ins Halfter, zog einen Stuhl heran und setzte sich gegenüber von Baker an den Tisch. Seine Frau räumte Jims Teller, seine Tasse und das Besteck ab und stellte alles in eine Spülwanne. Sie sagte dabei

kein Wort, aber in ihren feucht glänzenden Augen stand die nackte Angst.

»Ich will mit offenen Karten spielen. Ich bin hier, weil ich erfahren habe, dass man Jesse Carter umgebracht hat. Stimmt das? «

Baker drehte den Kopf und starrte zu seiner Frau hinüber.

»Da hörst du es, man weiß schon außerhalb des Countys, was hier vor sich geht. Es macht also keinen Sinn mehr zu schweigen.«

Susan Baker nickte stumm und tauchte ihre Hände wieder ins Spülwasser. Sie senkte den Kopf, damit ihr Mann ihre Tränen nicht sah.

»Es stimmt«, murmelte Tom Baker, der sich jetzt wieder dem Marshal zugewandt hatte.

»Ich weiß zwar nicht, was Sie sonst noch so alles erfahren haben, aber es stimmt alles. Diese verdammten Kuttenträger!«

Jim nickte bitter. »Yeah, aber keine Angst, ich werde dafür sorgen, dass dieser Spuk bald vorbei ist.«

Der Stationer hob ruckartig den Kopf. Sein Gesicht drückte Verwirrung aus.

»Sie?« Es klang beinahe verächtlich. »Was können Sie schon dagegen tun? Sie sind fremd hier und noch dazu allein. Man wird in Jerome keinen Finger krumm machen, um Ihnen zu helfen.«

»Ich bin aber nicht allein«, erwiderte Jim und legte seine Hand unbewusst auf die Hosentasche, in der sich sein Marshalsstern befand.

*

Tom Baker hatte nicht übertrieben, Jerome war tatsächlich der Arsch der Welt.

Jim konnte sich nicht entsinnen, jemals eine jämmerlichere Siedlung als diese gesehen zu haben. Auch wenn sich die Dämmerung bereits über das Land gelegt hatte, war die Trostlosigkeit, die in dem Kaff herrschte, nicht zu übersehen.

Zu beiden Seiten der einzigen Straße, die den Ort von Norden nach Süden hin wie ein überdimensionales Messer durchschnitt, duckten sich etwas mehr als zwei Dutzend trostlose Hütten zwischen sonnenverbrannten Sträuchern, Felsen und Kakteen.

Adobelehmbauten und Holzhäuser, die so marode aussahen, als würden sie jeden Moment in sich zusammenfallen. Einzig die kleine Kirche im Osten von Jerome zeugte mit ihrem frisch gestrichenen Glockenturm davon, dass es tatsächlich noch so etwas wie Leben in dem Ort gab, der ansonsten wie ausgestorben wirkte.

Nirgendwo war eine Menschenseele zu sehen, selbst die obligatorischen Straßenkötter, die im Süden von Texas in jedem Dorf zum alltäglichen Straßenbild gehörten, schienen in Jerome nicht existent zu sein. Das einzige Geräusch, das zu ihm hoch drang – Jim hatte sein Pferd auf einem kakteenbewachsenen Hügel etwa zweihundert Yards vor den ersten Häusern entfernt angehalten – war das Klappern einer hölzernen Reklametafel, die über dem Gehsteig vor dem Saloon nur noch an einem einzigen Haken hing und vom Wind ständig gegen die Hauswand geworfen wurde.

Ein nervtötendes Geräusch, aber das schien hier niemanden zu interessieren, genauso wenig wie der Umstand, dass die einzige Straße des Ortes inzwischen von Tumbleweeds fast völlig bedeckt war. Die kugelförmigen Sträucher rollten vom

Wind bewegt wie Spielbälle von einem Haus zum anderen.

Nachdenklich zog sich Jim Crown den Hut in die Stirn, schnalzte mit der Zunge und zog leicht an den Zügeln.

Der Morgan schnaubte verhalten und setzte sich langsam wieder in Bewegung.

Minuten später hallte das dumpfe Klappern seiner Hufe durch den kleinen Ort. Obwohl kein Mensch auf den Straßen zu sehen war, wusste Jim bereits nach wenigen Metern, dass jede seiner Bewegungen genauestens beobachtet wurde.

Der Marshal verzog seine Mundwinkel zu einem bitteren Lächeln, als er die unzähligen Gesichter der Menschen erkannte, die sich neugierig ihre Nasen an den Fensterscheiben platt drückten und erschrocken zurückwichen, wenn sie bemerkten, dass er zu ihnen herübersah.

Schließlich zügelte er sein Pferd vor der schief hängenden Reklametafel, auf die jemand in ungelungenen Buchstaben die Worte *Essen*, *Schlafen* geschrieben hatte. Obwohl der Saloon neben der Kirche das größte Gebäude in Jerome war, wirkte er genauso heruntergekommen wie alle anderen Häuser.

Der ganze Laden benötigte dringend einen neuen Anstrich, die hölzerne Veranda neue Dielenbretter und die beiden Fenster an der Vorderfront dringend Wasser und einen Putzlappen. Die Glasscheiben waren derart mit Dreck und Staub überzogen, dass man nicht mehr durch sie hindurchsehen konnte.

Jim sah sich noch einmal um und glitt, nachdem immer noch niemand zu sehen war, steifbeinig aus dem Sattel. Er schlang die Zügel um den Querholm, nahm die Satteltaschen und den Scabbard mit seiner Winchester vom Pferderücken und betrat den Stepwalk.

Er war gerade im Begriff weiterzugehen, als er abrupt ste-

hen blieb. Das Holz knarrte lauthals und die Dielenbretter vibrierten unter seinem Gewicht in einer Art, dass er befürchtete, jeden Moment auf dem Stepwalk einzubrechen.

Fluchend brachte sich Jim mit einem weiten Schritt hinter die Schwingtüren des Saloons.

Drinne empfingen ihn Halbdunkel und eine angenehme Kühle, obwohl die Luft draußen trotz der fortgeschrittenen Abendstunde immer noch zu kochen schien.

Jim sah sich kurz um und ging dann zur Theke.

Im selben Moment öffnete sich dahinter eine kleine Seitentür und ein unglaublich dürrer Mann mit Halbglatze und einer fleckigen Schürze trat über die Schwelle.

Jim schob sich den Hut aus der Stirn.

»Mein Name ist Crown, Jim Crown, ich bin auf der Durchreise. Kann ich für ein oder zwei Tage ein Zimmer bekommen?«

»Sicher«, sagte der dürre Salooner, langte unter die Theke und legte vor Jim ein aufgeschlagenes Gästebuch auf die Tressen, an dem der Zahn der Zeit wahrscheinlich schon genauso lange genagt hatte wie an dem Gebäude selber.

Jedenfalls waren die Seiten allesamt vergilbt und der letzte Eintrag kaum noch lesbar.

Jim nahm den Bleistift, der mit einer Schnur am oberen Rand des Gästebuchs befestigt war, zwischen die Finger und trug sich ein.

Der Salooner warf einen kurzen Blick auf sein Schreibsel, nickte und deutete auf die schmale Treppe, die vom anderen Ende der Theke aus nach oben führte.

»Zimmer vier, wenn Sie die Treppe hochkommen gleich links. Der Schlüssel steckt.«

Jim nickte, wandte sich um und ging mit gesenktem Kopf

die knarrende Treppe hoch. Trotzdem entgingen ihm die nachdenklichen Blicke nicht, die ihm der Mann hinterher schickte.

Oben angekommen zog Crown den Schlüssel ab, betrat das Zimmer und schloss sogleich wieder die Tür hinter sich zu. Während er sich umsah, lag seine Rechte unverrückbar auf dem zerschrammten Griff seines Army Single Action Colts.

Der Raum entsprach genau dem, was er von einem Zimmer in einer heruntergekommenen Absteige erwartet hatte.

Das Bett war ein marodes Brettergestell, das aussah, als ob es jeden Moment in sich zusammenfallen würde, das Bettzeug voller Stockflecken und der Fußboden derart verdreckt, das man die Dierlenbretter selbst bei genauem Hinsehen nicht erkennen konnte. Der Kleiderschrank machte denselben jämmerlichen Eindruck wie das Bett und die Brühe in der Waschschüssel auf dem Beistelltisch sah aus, als ob monatelang ein verwester Kojote darin gelegen hatte.

Außerdem stank es hier drin wie in einem Fuchsbau.

Alles in allem also ein Ort, an dem sich Jim normalerweise nicht länger als zwei Sekunden aufgehalten hätte, jedenfalls nicht freiwillig.

Aber alles Jammern half nichts, Auftrag war Auftrag.

Jim fluchte, spuckte zu Boden, was angesichts dessen Zustands nicht wirklich ins Gewicht fiel, und stapfte auf das Fenster zu, um wenigstens so etwas wie einen Hauch frischer Luft in den Raum hineinströmen zu lassen.

Er war gerade im Begriff, seine Rechte auf den Fensterhebel zu legen, als er unwillkürlich zusammenzuckte und sich mit einem schnellen Rückwärtsschritt in den Schatten des Kleiderschranks brachte.

Unten, auf der anderen Straßenseite, stand der Salooner vor

einem Adobelehmabau, aus dessen Fenstern heller Lichtschein auf die Straße fiel. Dadurch konnte er den dürren Kerl trotz der fortgeschrittenen Abendstunden deutlich erkennen, genauso wie den Mann mit dem Stern an der Brust, der neben ihm stand. Ein dumpfes Gefühl kam in dem Marshal hoch, denn der Salooner zeigte immer wieder aufgeregt zu seinem Zimmerfenster hoch, während er eindringlich auf den Sternträger einredete.

Jim konnte den Ärger, der plötzlich in der Luft lag, deutlich spüren.

Er beschloss daher, zuerst den Gesetzeshüter aufzusuchen und sich erst danach im Mietstall um einen Stellplatz für sein Pferd zu kümmern. Er verließ das Zimmer umgehend und ging unten durch den Schankraum auf die Straße hinaus. Bereits nach dem ersten Atemzug an der frischen Luft stand für ihn fest, dass er versuchen würde, neben seinem Pferd einen Schlafplatz im Stall zu ergattern. Der Gedanke, die Nacht in einer strohgefüllten Box zu verbringen, war jedenfalls weit- aus angenehmer als die Vorstellung, in dieser Wanzenbude von Zimmer zu schlafen, das ihm der Salooner zugewiesen hatte.

*

Jim hatte kaum den ersten Fuß aus dem Saloon gesetzt, als die beiden auch schon reagierten.

Der Sternträger rückte seinen Waffengurt gerade und stapfte mit finsterner Miene auf ihn zu, während der dürre Kneipenwirt die Beine in die Hand nahm und wie ein Derwisch an ihm vorbei in seinen Laden rannte, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

Der Marshal sah ihm nachdenklich hinterher.

Obwohl er den Salooner kaum näher kannte, wirkte er irgendwie hinterhältig und falsch auf ihn. Jim beschloss, ihn im Auge zu behalten, jedenfalls solange er in der Stadt war.

Inzwischen hatte sich das Gesetz von Jerome vor ihm aufgebaut.

»Mein Name ist Andrew Brown und wer sind Sie?«, bellte der Mann statt einer Begrüßung.

»Was wollen Sie hier in Jerome?«

Jim hob den Kopf und tippte sich an die Krempe seines Stetsons.

Sein Gesicht blieb unbewegt und das Lächeln, das er dem Town Marshal nach einem abschätzenden Blick zuwarf, war mehr als kühl.

Der Mann wirkte eher wie ein Krautbauer als wie ein Sternträger. Seinem ganzen Gehabe nach war er zu diesem Job wie die Jungfrau zum Kind gekommen und mit dieser Aufgabe sichtlich überfordert, die Nervosität in seinen Augen war jedenfalls unübersehbar.

»Ich wüsste nicht, was Sie das angeht, Marshal. Das hier ist ein freies Land und jeder kann hier tun und lassen, was er will, sofern er nicht gegen das Gesetz verstößt. Es sei denn, es ist in Jerome ein Verbrechen, durchzureiten oder sich ein Zimmer für die Nacht zu nehmen.«

Der Sternträger straffte die Schultern und schnaubte.

»Was hier erlaubt ist oder nicht, müssen Sie schon mir überlassen. Es hat in den letzten Tagen einige Tote in der Gegend gegeben, die Menschen hier sind deshalb ziemlich nervös. Verstehen Sie jetzt, warum ich mich persönlich um jeden Fremden kümmere?« Der Marshal lächelte schmal.

»Keine Sorge, ich bin nicht hier, um Ärger zu machen, ich

bin lediglich auf der Durchreise.«

»Gut«, bellte sein Gegenüber. »Das heißt, Sie reisen dann morgen früh wieder ab.«

»Vielleicht«, sagte Crown zweideutig, tippte sich erneut an den Hut und ging an dem Sternträger vorbei. »Vielleicht aber auch nicht.«

Es dauerte fast eine Ewigkeit, bis Andrew Brown das Gesagte verarbeitet hatte. Jim war bereits auf dem Weg zu seinem Pferd, als sich der Sternträger endlich meldete.

»Halt, stehen bleiben! So geht das nicht, bleiben Sie sofort stehen, oder ...«

Das Geräusch, das ertönte, als Brown seine Hand auf den Griff seines Revolvers legte und die Waffe aus dem Holster zog, lag noch in der Luft, als Crown bereits auf dem Absatz herumgewirbelt war, den Colt gezogen, den Hahn gespannt und mit der kreisrunden Mündung auf den Kopf des örtlichen Gesetzähüters zielte.

Brown schrie erschrocken auf und ließ seine Waffe fallen, als hätte er sich an dem Kolben die Finger verbrannt.

»Nicht schießen ...«

Jim ließ den Lauf seines Colts sinken.

Brown starrte beinahe ängstlich auf die Waffenhand des Marshals.

»Keine Angst, ich werde Ihnen nichts tun, ich will lediglich mein Pferd in den Mietstall bringen.«

Als er die Erleichterung in den Augen des Sternähügers sah, lächelte Jim milde.

»Aber einen Rat hätte ich noch an Sie. Keine Ahnung, wie Sie zu Ihrem Stern gekommen sind, aber ich denke, es ist besser, wenn Sie wieder zurück auf Ihre Felder gehen. Ich will Ihre Fähigkeiten als Stadtmarshal zwar nicht infrage stellen,

aber mal ehrlich, was glauben Sie wohl, wie lange Sie leben, wenn es hier tatsächlich hart auf hart kommt?«

Brown zuckte zusammen, lief rot an und bückte sich, um seinen Revolver aufzuheben.

*

Ohne sich weiter um den verdutzten Gesetzesvertreter zu kümmern, wickelte Jim die Zügel seines Pferdes vom Haltebalken vor dem Saloon und führte es die Straße hinunter zum Mietstall.

Der Lichtschein einer trüben Petroleumfunzel fiel durch das halb geöffnete Tor und erhellte den Eingang nur notdürftig. Jim betrat den Stall und sah sich um. Im gleichen Moment kam rechts von ihm ein grauhaariger Oldtimer aus einer leeren Pferdebox. Die Art, wie er sich dabei auf die Heugabel stützte und den rechten Fuß nachzog, ließen darauf schließen, dass es sich bei ihm entweder um einen Bürgerkriegsveteranen handeln musste oder um einen Cowboy, dem ein Rind beim Bränden das Kniegelenk zerschmettert hatte.

Jim wusste, dass die Arbeit im Mietstall für diese Männer meistens die einzige Möglichkeit war, sich noch ein paar Dollars zu verdienen.

Deshalb wunderte ihn das unfreundliche Benehmen des Mannes.

»Was wollen Sie denn hier?«, fragte er anstelle einer Begrüßung.

»Mein Pferd unterstellen«, sagte Jim und grinste ihn an.
»Das hier ist doch der Mietstall, oder?«

Der Alte sagte nichts, sondern spuckte stattdessen einen Handteller großen Fladen Kautabak zu Boden. Doch die Bli-

cke, die er ihm zuwarf, sprachen Bände. Jim musste kein Gedankenleser sein, um zu wissen, dass ihn der Alte am liebsten zum Teufel wünschte.

Die Bakers hatten nicht untertrieben, diese Town war wirklich ein ziemlich ungastlicher Ort.

Er war noch keine Stunde hier, und trotzdem hatte bereits ein Saloonbesitzer versucht, ihn beim Town Marshal anzuschwärzen, der Gesetzhüter ihn mit der Waffe einzuschüchtern und jetzt wollte ihn auch noch der Stallmann vom hiesigen Livery-Stable davonjagen.

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte er sich seinen Marshalsstern angesteckt, den Kerlen die Gesetze wie einen nassen Scheuerlappen um die Ohren geschlagen und abschließend in den Hintern getreten. Aber nicht heute, nicht um diese Uhrzeit. Es war inzwischen kurz nach acht und er war müde und hungrig. Also wählte er den einfachsten Weg, um alle Probleme aus der Welt zu schaffen.

Crown schob seine Rechte in die Hosentasche, angelte einen Silberdollar hervor und hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger deutlich sichtbar vor das Gesicht des schrulligen Alten.

»Also wie ist das jetzt mit dem Unterstellen?«

Der Oldtimer riss die Augen auf und starrte auf die Münze wie auf einen sechsbeinigen Gaul. Dabei hüpfte sein Adamsapfel wie ein Gummiball auf und nieder.

Vergessen war jeglicher Groll, die Unfreundlichkeit war mit einem Schlag aus seinem Gesicht gewichen.

»Zwei... zweite Box rechts«, stotterte er schließlich, indes er den Silberdollar dabei keinen Moment aus den Augen ließ.

»Besteht eventuell die Möglichkeit, dass ich hier auch übernachten kann?«

»Sorry, aber das duldet mein Boss nicht. Seit sich mal einer im Saloon volllaufen lassen und dann mit einer Zigarette fast den halben Stall abgefackelt hat, ist das verboten. Ich persönlich hätte zwar nichts dagegen, aber ich kann es mir in meinem Alter nicht mehr leisten, die Anweisungen von meinem Boss zu ignorieren. Wer nimmt denn noch einen alten Sack wie mich, den die Yankees zum Krüppel geschossen haben?«

Jim seufzte schwermütig.

Aber es half alles nichts, es hatte den Anschein, als müsste er tatsächlich in der Wanzenbude übernachten, die ihm der Salooner zugewiesen hatte. Trotzdem hatte er für beide Seiten Verständnis, sowohl für den Mietstallbesitzer als auch für seinen Angestellten. Er beendete das Thema, indem er dem Oldtimer die Zügel seines Pferdes in die linke und den Silberdollar in die andere Hand drückte und sich dann umwandte.

Er wusste nicht warum, war es aus einer Laune heraus oder war es sein Instinkt, jedenfalls blieb er kurz vor dem Stalltor noch einmal stehen und drehte sich um.

»Eine Frage hätte ich noch. Stimmt es, dass hier vor einigen Tagen mehrere Menschen umgebracht wurden?«

Der Alte verharrte mitten in der Bewegung und starrte beinahe feindselig zu ihm herüber.

»Wie ... wie kommen Sie jetzt darauf?«

Jim zuckte mit den Schultern. »Nur so, mir ist da einiges zu Ohren gekommen.«

»So, was denn?«

»Dass Jerome ein ziemlich heißes Pflaster ist.«

Der Mann lachte gekünstelt. »Vergessen Sie, was Sie gehört haben. Die Leute hier reden viel, wenn der Tag lang ist.«

»Sie haben recht, sicherlich nur alles dummes Gerede. Wer glaubt auch schon daran, dass hier nachts der Ku-Klux-Klan

durch die Gegend reitet?«

»Was? Von was reden Sie da?«

»Davon, dass es hier mit dem Klan anscheinend ziemlich große Probleme gibt.«

»Blödsinn«, sagte der Stallmann schroff, drehte sich zur Seite und begann mit fahrigem Bewegungen frisches Stroh in die Box von Crowns Morganhengst zu schaufeln.

Trotzdem schien der Oldtimer zu spüren, dass ihn Jim eingehend musterte. Jedenfalls wandte er dem Marshal nach einigen Augenblicken demonstrativ den Rücken zu und begann laut zu pfeifen. Jim erkannte, dass er hier nicht mehr weiter kam, und verließ den Stall. Danach schlenderte er durch den Ort in der Hoffnung, außer dem schmierigen Saloon noch einen anderen Laden zu finden, wo man etwas essen konnte. Doch die Suche blieb vergebens und so begab er sich bereits nach einer halben Stunde, immer noch hungrig, zähneknirschend wieder auf sein Zimmer.

*

Ben Cooper hob den rußgeschwärzten Glaszylinder der kleinen Petroleumlampe an und fluchte ungehalten, während er den schmalen Gang entlang hastete, der vom Keller aus zu einer versteckt gelegenen Hintertür an der Rückseite seines Hauses führte.

Vorsichtig, um jedes laute Geräusch zu vermeiden, schob er den Riegel zurück, mit dem er die Hintertür normalerweise verschlossen hielt.

Als sie nach innen schwang und das schwache Licht der Lampe auf das Gesicht des dünnen Salooners fiel, flucht er erneut.

»Verdammt noch mal, hör endlich mit der Klopferei auf, oder willst du die ganze Stadt aufwecken?«

Der Dürre zuckte zusammen und senkte den Blick wie ein Schuljunge, den man beim Abschreiben erwischt hatte.

»Wo warst du so lange? Die anderen sind schon alle hinten.«

»Ich hatte noch Gäste, ich musste warten, bis sie ausgetrunken hatten, bevor ich zuschließen konnte. Du weißt doch selber, dass wir hier alle auf jeden Cent Umsatz angewiesen sind.«

Cooper nickte. »Deswegen treffen wir uns ja auch jede Woche bei mir. Los, komm rein, es gibt Neuigkeiten.«

»Schön«, sagte der Salooner knapp.

Cooper runzelte die Stirn. »Das klingt ja nicht gerade begeistert. Was ist los mit dir?«

»Mir ist immer noch nicht ganz wohl bei der Sache.«

Das Gesicht von Cooper verhärtete sich jäh. »Das hättest du dir früher überlegen müssen, Mike. Jetzt ist es zu spät zum Aussteigen, du hast genauso wie alle anderen mitgemacht, als wir Carter und seine Niggerfreunde erledigt haben.«

»Ja schon aber ...«

»Nichts aber«, unterbrach ihn Cooper scharf, änderte seinen Tonfall aber sofort, als er bemerkte, wie das Gesicht des anderen immer verschlossener wurde.

Seine Lippen verzogen sich zu einem jovialen Lächeln, während er dem Salooner mit einer freundschaftlichen Geste die Hand auf die Schulter legte.

»Sorry, ich glaube, wir sind alle ein bisschen nervös. Also vergiss, was ich gesagt habe und mach dir deswegen keinen Kopf. Komm lieber mit und hör zu, was die Jungs zu erzählen haben.«

Der Salooner nickte stumm und folgte Cooper, der inzwischen mit weit ausgreifenden Schritten auf die kleine Tür am Ende des Ganges zusteuerte.

In dem Raum dahinter saßen drei Männer bei Kerzenlicht um einen runden Tisch herum.

Mike Randel, der Salooner, kannte sie alle. Bob Taylor, den bulligen Hufschmied, genauso wie William Peak, den Mietstallbesitzer, und Frank Gibson, ein Small-Rancher, von dem eigentlich niemand so genau wusste, mit was er seinen Lebensunterhalt bestritt, obwohl er schon seit Urzeiten hier lebte. Sein Anwesen mit den vertrockneten Maisfeldern konnte ihn jedenfalls kaum ernähren, genauso wenig wie der Kartoffelacker und die zwei Dutzend Rinder, die so mager waren, dass sich jede Rippe einzeln unter ihrem Fell abzeichnete. Trotzdem hatte Gibson immer genug Scheine in der Tasche, um in seinem Saloon eine Runde für alle auszugeben.

Sie waren alle keine Heiligen, erst recht nicht mehr nach der Sache mit Carter, aber Gibson, so vermutete der Salooner, hatte garantiert mehr Dreck am Stecken als sie alle zusammen.

Nachdem er die anderen begrüßt hatte, stellte Cooper eine Flasche und fünf Gläser auf den Tisch. Taylor beugte sich vor, studierte einen Moment lang das Etikett und pfiff dann anerkennend durch die Zähne.

»Heavens, das ist ja ein ganz edler Tropfen. Darf man fragen, aus was für einem Anlass du diese Flasche köpfen willst?«

»Du darfst es«, sagte Cooper und nickte dem Mietstallbesitzer zu.

»Los William, erzähl den Jungs, warum heute ein Tag zum Feiern ist.«

Peak erhob sich und blickte mit einem feierlichen Gesicht in die Runde.

»Wie ihr wisst, hat der Krieg in Texas fast alles kaputtgemacht. Das Land liegt brach, es gibt kaum was zum Fressen und erst recht keine Arbeit. Die meisten der Männer, die nach der Kapitulation wieder nach Hause kamen, stehen jetzt praktisch vor dem Nichts, und wenn einer noch was im Sparstrumpf hat, nehmen es ihm die Steuereintreiber der Yankees wieder weg. Doch damit nicht genug, die Blaubäuche haben inzwischen auch noch unser bestes Land unter den Niggern verteilt.«

Randel machte eine unwirsche Handbewegung. »Das wissen wir doch alle.« Dann wandte er sich Cooper zu. »Was soll das, Ben! Hast du uns etwa hierherbestellt, damit William wieder die alten Geschichten aufwärmen kann?«

»Von wegen! Und jetzt halt die Klappe und lass ihn weiterreden. Du wirst staunen, was er uns noch alles zu erzählen hat.«

Der Mietstallbesitzer nickte und fuhr mit seiner Rede fort.

»Texas liegt praktisch am Boden, so wie es die Yankees geplant hatten. Aber diese blaubäuchigen Hurensöhne haben nicht damit gerechnet, dass es in diesem Land immer noch genügend Männer mit Rückgrat gibt, die sich das nicht bieten lassen. Männer, wie die vom Klan zum Beispiel. Wie ihr alle wisst, ist Ben, unser Town Mayor, einer von ihnen, und ich kann euch sagen, dass wir gut daran getan haben, ihm zu folgen.«

Randel verzog das Gesicht und kratzte sich hinterm Ohr. »Also ich weiß nicht, wie ihr dazu steht, aber für mich hat sich jedenfalls seither noch nichts geändert. Ich bin nach wie vor auf jedes Glas Whisky angewiesen, das ich in meinem Saloon

ausschenken kann.«

»Mag sein, aber damit ist jetzt Schluss, jedenfalls für alle, die an Ben geglaubt haben«, sagte Peak und warf mit einem triumphierenden Lachen ein Bündel eng beschriebene Blätter auf den Tisch.

»Was ist das?«, fragte Randel lauernd, nachdem er erkannt hatte, dass jede dieser Seiten den offiziellen Stempel der Countyverwaltung trug.

»Das sind die Besitzurkunden von dem Land, das die Yankees uns gestohlen und an die Nigger verteilt haben.«

Der Salooner trat an den Tisch und warf einen zweiten, prüfenderen Blick auf die Dokumente.

Erstaunen lag in seinen Augen, als er den Kopf hob und den Town Mayor musterte.

»Diese Schriftstücke sind alle von der Countyverwaltung umgeschrieben und auf unsere Namen ausgestellt. Wie geht das? »

Peak lachte meckernd. »Habe ich gerade eben nicht gesagt, dass es gut war, auf Ben zu hören? Als Town Mayor hat er in der Hauptstadt ganz andere Möglichkeiten als wir. Er konnte die Countyverwaltung davon überzeugen, dass dieses schwarze Gesindel die Heimstätten unrechtmäßig erworben hat, worauf man die Besitzansprüche annullierte. Die Landparzellen waren somit wieder frei, und da Ben seine Freunde nie vergisst, hat er sie erworben und anteilmäßig auf uns überschreiben lassen.«

»Yeah«, nickte Cooper zustimmend. »Und das Beste ist, das Ganze ist rechtlich so abgesichert, das uns keiner was kann. Wir sind also seit heute Besitzer von einem der fruchtbarsten Landstriche am Brazos.«

»Das bedeutet, wir könnten uns dort in den nächsten Jahren

eine goldene Nase verdienen?«, wollte Gibson wissen.

»Wenn wir uns nicht gerade blöd anstellen, ja. Aber ich denke da weiter. Langfristig gesehen können wir damit unsere kleine Stadt wieder zu einem Zentrum für Ackerbau und Viehzucht machen, wie sie es vor dem Krieg schon einmal war. In Jerome steckt genug Potenzial, um der neuen Countyhauptstadt schon bald den Rang abzulaufen. Ich habe übrigens bereits erste Kontakte mit der Butterfield Overland Frachtgesellschaft geknüpft. Wer weiß, vielleicht ist eines Tages Jerome die Hauptstadt des Grime Countys und wir alle die führenden Köpfe. Ich denke, das ist doch ein guter Grund, dieser Flasche den Hals abzuschlagen. Ich weiß ja nicht, wie ihr darüber denkt, aber ich für meinen Teil könnte mich schon daran gewöhnen, wenn man mich in Zukunft mit Euer Ehren oder Senator anreden würde.« Dabei sah er Beifall heischend in die Runde.

Die Männer johlten und griffen alle bis auf den Salooner nach den Gläsern.

»Was ist los mit dir, Mike?«, wollte Cooper wissen, nachdem er sich eingeschenkt hatte. »Du machst ein Gesicht, als wäre dir eine Laus über die Leber gelaufen. Schmeckt dir der Whisky etwa nicht?«

Randel verzog das Gesicht und starrte gedankenverloren in das halbgefüllte Glas, das er in der Hand hielt. »Nein, das nicht, aber ich mach mir Sorgen.«

»Sorgen, weswegen?«

»Gestern ist ein Reiter nach Jerome gekommen. Ein harter Bursche und ziemlich neugierig.«

»Was meinst du damit?«

»Er scheint sich für Jesse Carter zu interessieren. Er stellt dauernd irgendwelche komische Fragen.«

»Das stimmt«, sagte Peak. »Als er gestern Abend sein Pferd in meinem Stall unterstellte, hat er versucht, den alten Pete auszufragen, ihr wisst schon, meinen Stallgehilfen.«

Cooper wischte die Einwände der beiden mit einer abwerfenden Handbewegung beiseite.

»Und deswegen macht ihr euch ins Hemd? Jungs, wir sitzen inzwischen bereits so fest im Sattel, dass uns keiner mehr was kann. Aber wenn es euch beruhigt, ich werde unserem Marshal morgen früh Bescheid geben. Er wird den Kerl dann aus der Stadt weisen oder wegen Landstreicherei einbuchten.«

»Täusch dich mal nicht, das habe ich gestern Abend auch schon versucht.«

Cooper horchte auf. »Und?«

»Er hat Andrew ausgelacht und ihm den Revolver unter die Nase gehalten. Dann hat er ihm einen Vortrag über die Bürgerrechte in unserem Land gehalten. Der Kerl kennt sich nicht nur mit dem Gesetz aus, sondern ist auch verdammt fix mit dem Colt. Wenn du mich fragst, werden wir mit dem noch mächtig Ärger bekommen.«

Coopers Gesicht verzerrte sich jäh zu einer wütenden Fratze. »Das werden wir nicht, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Was hast du vor?«

»Was wohl? Ich lass mir doch nicht von einem umherziehenden Kuhtrieber meine Pläne kaputtmachen. Ich denke, der Klan sollte diesem Pilger mal einen Besuch abstatten. Je früher, desto besser, nicht das noch ein paar andere Leute auf dumme Gedanken kommen.«

*

Am anderen Morgen war Jim schon vor dem Sonnenaufgang

auf den Beinen.

Ganz Jerome schien noch zu schlafen, selbst der kauzige Alte vom Mietstall lag noch in seiner Kammer neben der Futterkiste und schnarchte.

Jim bemühte sich so leise wie möglich zu sein, während er seinen Morgan aus der Box holte.

Er hatte keine Lust, sich erneut das Geschwafel des Oldtimers anzuhören, der den Zeiten vor dem Krieg nachtrauerte.

Jim wollte den Tag nutzen, um im Telegrafenamts der Countyhauptstadt ein paar Informationen aus Austin einzuholen. Nach der Unterhaltung mit dem Stationerehepaar und den Erlebnissen in Jerome war er gespannt, was man im Büro des Gouverneurs über ein paar bestimmte Bewohner dieser Gegend in Erfahrung bringen konnte.

Er hatte da so einen gewissen Verdacht.

Crown wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass die Antworten auf seine Telegramme diesen Verdacht mehr als nur erhärten würden.

Vier Stunden später hatte er die Countyhauptstadt erreicht. Nach weiteren vier Stunden, die er mit dem Aufgeben von Telegrammen, dem Warten auf Antwort und einem ausgedehnten Mittagessen verbrachte, war ihm klar, wie in Jerome der Hase lief.

Crown war ziemlich aufgewühlt, als er sich auf den Rückweg machte, und benötigte für die Strecke deshalb fast eine Stunde weniger als am Morgen.

Er stellte sein Pferd wieder im Mietstall unter, wo ihm seltsamerweise erneut keine Menschenseele begegnete, und ging gedankenverloren in den Saloon.

Ohne sich um das Stimmengemurmel und die Blicke der Anwesenden zu kümmern, durchquerte er den Schankraum

und stieg die Treppe hinauf, die nach oben zu den Zimmern führte. Vor seiner Kammertür angekommen steckte er den Schlüssel ins Schloss und erstarrte.

Die Tür öffnete sich bereits nach der ersten Umdrehung des Schlüssels, was bedeutete, dass sie unverschlossen war.

Jim presste die Lippen zusammen.

Er wusste genau, dass er sie heute Morgen vor seiner Abreise verschlossen hatte.

Instinktiv legte er seine Hand auf den Coltgriff und blickte den Gang entlang.

Doch er war alleine hier oben, sämtliche Zimmertüren waren geschlossen und das einzige Geräusch, das man hören konnte, war das Stimmengemurmel und Gläserklirren, das unten vom Schankraum heraufdrang.

Vorsichtig drückte der Marshal die Tür mit der Stiefelspitze nach innen. Das Fenster in seinem Zimmer war halb geöffnet und der Lichtschein, der vom Saloon aus auf die Straße drang, tauchte es in ein diffuses Licht. Schrank, Bett und Nachttisch waren, soweit er das sehen konnte, offensichtlich unversehrt und auch sonst war nichts Verdächtiges zu erkennen.

Jim atmete erleichtert auf.

Wahrscheinlich hatte das Zimmermädchen vergessen, den Raum nach dem Putzen wieder abzuschließen. Er schloss die Tür hinter sich ab und ging auf den Nachttisch zu, auf dem neben der Waschschüssel eine kleine Petroleumfunzel stand, als ihm in den Sinn kam, dass es gar keinen Zimmerservice geben konnte, so dreckig und verstaubt, wie hier alles war.

Im selben Moment spürte er auch schon die Bewegung hinter sich.

Crown wirbelte gedankenschnell herum und riss die Hände

hoch.

Der Schlag, der seine Unterarme traf, war mörderisch. Der Schmerz nahm ihm fast den Atem und ließ ihn rückwärts gegen den Schrank taumeln. Ein milchiger Schleier legte sich über seine Augen, während zwei unförmige Schatten langsam auf ihn zukamen.

Einer von ihnen hielt dabei einen Holzprügel in den Händen.

Die Laute, die sie dabei von sich gaben, klangen seltsam gedämpft, trotzdem war der Triumph in ihren Stimmen nicht zu überhören. Aber die hinterhältigen Angreifer hatten nicht mit Jims eisernem Überlebenswillen gerechnet.

Er war es, der ihm trotz seiner Not noch genügend Kraft gab, um mit dem Fuß auszuholen.

Sein Stiefel traf etwas Weiches und dann folgten ein dumpfer Aufprall und ein gedämpfter Schrei. Inzwischen hatten sich die Schleier vor Crowns Augen wieder soweit gelichtet, dass er seine Angreifer erkennen konnte.

Er war nicht überrascht, zwei Gestalten mit weißen Umhängen und hohen, spitz zulaufenden Kapuzen mit schmalen Augenschlitzen zu sehen. Seine Befürchtungen bestätigten sich jäh. Es war tatsächlich der Klan, der Jerome mit seinem Terror überzog.

Crown stöhnte vor Wut und Schmerz und sprang den beiden wild entschlossen entgegen.

Einer der Vermummten lag durch die Wucht seines Fußtritts immer noch am Boden, während ihm der andere drohend den Holzprügel entgegenstreckte.

Dann war Jim heran.

Mit einer einzigen fließenden Bewegung wischte er die Schlaghand des Maskierten samt dem Holz zur Seite, wäh-

rend er die andere zur Faust ballte und sie ihm mit voller Wucht gegen die Kapuze schmetterte, hinter der sich das Gesicht des Schlägers verbarg.

Der Mann röchelte und torkelte nach hinten.

»So«, schnappte Jim keuchend. »Und jetzt runter mit der Maske, du feiger Bastard.«

Sein Zorn war grenzenlos, während er den taumelnden Maskierten musterte.

Dass Wut und Hass ein schlechter Ratgeber waren, wurde Jim im selben Moment bewusst, als ihn der andere Kuttenträger, der immer noch am Boden lag, mit einem gemeinen Tritt von den Beinen holte, nachdem er ihn für eine Sekunde aus den Augen gelassen hatte.

»Idiot!«, durchzuckte es Jim, während er mit dem Rücken auf den Fußboden krachte.

Aber da war es bereits zu spät.

Die Maskierten hatten sich inzwischen beide wieder aufge rappelt und rannten so ungestüm aus dem Zimmer, als würden ihre Unterhosen in Flammen stehen.

Jim wälzte sich herum und sah aus brennenden Augen, wie die Beiden durch die Tür rannten. Kurz darauf war das Hämmern ihrer Stiefelabsätze auf der Treppe zu hören, die nach unten in den Schankraum führte.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht richtete sich Jim wieder auf und taumelte ans Fenster.

Als er nach unten auf die Straße sah, erblickte er die beiden Maskierten, die geduckt über die Mainstreet hasteten. Das spärliche Licht aus den umliegenden Häusern ließ ihre Umrisse nur schemenhaft erkennen. Trotzdem nahm er den Colt hoch und jagte ihnen die Hälfte des Trommelinhalts hinterher.

Als einer der Kapuzenmänner zusammenzuckte und in eine dunkle Seitengasse taumelte, wusste Crown sofort, dass seine Kugeln trotz des schlechten Büchsenlichts ihr Ziel gefunden hatten. Im Saloon unter ihm wurde es augenblicklich totenstill.

»Ihr verdammten Hurensöhne«, krächzte Jim. »So leicht kommt ihr mir nicht davon!«

Obwohl seine Arme noch wie Feuer brannten, stieg er aus dem Fenster, an dem sich das Dach des Saloonvorbaus anschloss. Seine Finger krampften sich um das Fensterbrett, während sein Körper über dem Holz hin und her schwang.

Für Sekunden fühlte er sich so hilflos wie ein Wurm an der Angel. Dann ließ er das Fensterbrett los, rutschte das Dach hinunter und landete auf der Straße. Da sich Jim wie immer, wenn er in einer fremden Stadt zu tun hatte, vor seiner Ankunft umgesehen hatte, wusste er genau, wohin die Maskierten geflüchtet waren. Am Ende der Gasse, in der sie verschwunden waren, befand sich ein unübersichtliches Gelände, das seit dem Ende von Jeromes Glanzzeiten mehr und mehr zerfiel.

Leer stehende Werkstattshuppen, weitläufige Lagerhallen und hölzerne Verladerampen zeugten davon, dass Jerome einst als aufstrebende Handelsmetropole für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Viehhandel galt.

Aber das war vor dem Krieg, jetzt waren die Männer, die einst das Land bestellten, entweder auf den Schlachtfeldern des unseligen Bürgerkrieges gefallen, zum Krüppel geschossen oder durch die von der Besatzungsmacht der Nordstaaten auferlegten Steuern ruiniert und verbittert. Die Zeichen des Zerfalls waren selbst für einen Außenstehenden nicht mehr zu übersehen, und genau in diesem unübersichtlichen

Gelände verlor sich die Spur der beiden Kuttenträger.

Jim zog den Colt und rannte los.

Weit konnten die Männer nicht gekommen sein, dazu hatte er sowohl mit seinen Fäusten als auch mit seinem Colt viel zu gut getroffen. Der Marshal umrundete gerade das verfallene Gebäude einer Futtermittelhandlung, als er sich in seinen Vermutungen bestätigt sah.

Keinen Steinwurf von ihm entfernt lehnte einer der Maskierten in seltsam verkrümmter Haltung an der Wand eines baufälligen Schuppens. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse konnte Jim den dunklen Fleck auf der rechten Seite seiner hellen Kutte deutlich erkennen.

Ein Umstand, den sein Kumpan offensichtlich nicht zu interessieren schien, denn er rannte wie ein Hase hakenschlagend einfach weiter und hatte inzwischen bereits gut einhundert Yards zwischen sich und den Verletzten gebracht.

Jim war klar, dass er sich entscheiden musste, und da ihm als Pragmatiker der Spatz in der Hand allemal lieber war als die Taube auf dem Dach, ließ er den Fliehenden fliehen und wandte sich dem Verwundeten zu.

»Dumm gelaufen, Amigo. Aber wer solche Freunde hat, muss sich nicht wundern, warum er in der Scheiße sitzt.«

Der Kapuzenmann knurrte und versuchte seinen Colt zu heben.

Aber Crown ließ ihm keine Chance.

*

Mit einem Satz war Jim heran und stieß dem Mann die Mündung seiner Waffe in die verletzte Seite. Der Maskierte ließ sein Schießisen fallen und ging brüllend in die Knie.

Crown kickte den Colt mit einem Stiefeltritt zur Seite, beugte sich über ihn und riss ihm die Kapuze vom Kopf.

Der Marshal war nicht im Geringsten überrascht, als darunter das Gesicht von Mike Randel zum Vorschein kam. Er hatte nach den Telegrammen aus Austin so etwas Ähnliches fast erwartet.

»Das Spiel ist aus, Randel. Ich schätze mal, dass du deinen Saloon für die nächsten zehn Jahre wohl zuschließen musst.«

»Leck mich am Arsch, du Hurensohn, einen Scheißdreck muss ich. Die Jungs werden dich dafür vierteilen, aber keine Angst, du bist dabei in bester Gesellschaft. Ich hoffe bloß, dass du dabei nicht genauso schreist wie Amos und seine Frau, als wir diese Niggerschweine fertiggemacht haben. Nicht, dass uns am Ende noch das Trommelfell platzt.«

Jim wusste zwar, dass er als US-Marshal eine gewisse Vorbildfunktion innehatte, aber als er in das hämisch grinsende Gesicht des Salooners starrte, konnte er einfach nicht anders. Die Berichte über das, was der Klan dem Farmer und seiner Familie angetan hatte, waren mehr als nur widerlich.

Sein Gesicht glich einer steinernen Maske, als er dem Verbrecher den Lauf seines Single Action Colts erneut auf die Wunde bohrte.

Randel zuckte zusammen.

»Na, du Arschloch, wie fühlt sich das an?«, sagte Crown zynisch, während er den Druck verstärkte.

Der Salooner wurde leichenblass, Schweißperlen legten sich einem glitzernden Netz gleich auf seine Stirn.

»Damit kommst du nicht durch, du Scheißkerl, nicht hier in Jerome.«

Bevor Jim darauf etwas erwidern konnte, hörte er hinter sich Stiefeltritte.

Der Marshal wirbelte herum und nahm den Colt hoch. Erst dann erkannte er Andrew Brown und schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Sind Sie lebensmüde, Brown? Wenn ich Ihr Abzeichen nicht erkannt hätte, wären Sie jetzt ein toter Mann. Haben Sie als Town Marshal nicht gelernt, dass man sich nie jemandem von hinten nähert, der gerade in eine Schießerei verwickelt war?«

Brown senkte verlegen den Kopf. »Aber ich wollte doch nur ...«

»Schon gut«, sagte Jim mit weicher Stimme. »Ich denke, es wird Zeit, dass ich das Versteckspielen beende.« Er ließ die Colthand sinken, nahm mit der anderen sein Abzeichen aus der Tasche und steckte es sich an die Brust.

Crown vermochte später nicht mehr zu sagen, wessen Augen beim Anblick des Marshalssterns größer waren, die von Brown, der jetzt wie ein Honigkuchenpferd über alle Backen grinste, oder die des Salooners, dessen ohnehin schon blasses Gesicht noch um einige Nuancen heller wurde.

»Heavens«, keuchte Brown. »Also wurden meine Gebete doch erhört. Ein US-Marshal hier in Jerome, dass ich das noch erleben darf.«

»Warum denn nicht? Ohne Ihre Aussagen wäre ich oder einer meiner Kollegen sonst nie nach Jerome gekommen.«

Mike Randel starrte fassungslos auf den Town Marshal.

»Du? Soll das heißen, dass du uns in die Pfanne gehauen hast?«

Browns Gesicht verfinsterte sich augenblicklich. »Ja, und ich hätte es schon viel früher tun sollen. Ihr verdammten Dreckskerle habt wohl gedacht, ihr macht Andrew, diesen dummen Kartoffelbauern, zum Marshal und könnt dann

schalten und walten, wie es euch beliebt?«

»Du Schwein, ich hätte nie gedacht, dass du deinen Freunden derart in den Rücken fällst!«

Brown lachte gallig. »Welchen Freunden denn, euch etwa? Dass ich nicht lache! Ich mag zwar nicht der Klügste sein, aber euer dreckiges Spiel habe ich gleich durchschaut. Von wegen Freunde, ihr hattet von Anfang an vor, die Schwarzen zu verjagen und sich ihre Heimstätten in die Tasche zu stecken. Es war euch egal, dass sich diese Leute den Buckel geschunden haben, um ihre Farmen voranzubringen, wozu ihr euch ja zu fein ward. Also habt ihr unter dem Deckmantel des Klans so lange Terror verbreitet, bis ihr euch ins gemachte Nest setzen konntet.« Brown spuckte aufgebracht zu Boden.

»Ihr Schweine kotzt mich an, ihr habt nicht einmal vor Frauen und Kinder haltgemacht!«

Randel, der allmählich seine Felle davonschwimmen sah, versuchte es nun mit der Mitleidstour. »Können wir das nicht später bereden? Ihr seht doch, dass ich verletzt bin. Ihr müsst mir helfen, bitte!«

»Okay«, sagte Crown und wandte sich wieder an den Town Marshal. »Schaffen wir ihn ins Jail. Gibt es hier einen Doc, der sich um seine Schussverletzung kümmern kann?«

»Nicht direkt, bei solchen Sachen holen wir immer Miss Norman. Ihr Verstorbener war im Krieg Feldscher. Aber warum fragen Sie? Dieser Drecksack kann ruhig an der Kugel krepieren. Am besten ziemlich langsam, dann weiß er, wie es den Leuten ergangen ist, die er und seine Kumpanen abgeschlachtet haben.«

»Mag sein, aber ich würde es lieber sehen, wenn er gesund zum Galgen geht, dann hat er mehr davon und dem Gesetz ist auch Genüge getan.«

Brown lachte grimmig und zog den Salooner unsanft auf die Beine.

»Die Idee ist nicht schlecht. Ha, das wird ein Spaß, denn so, wie ich Mike kenne, wird sich das feige Schwein auf dem Weg dorthin garantiert noch ein paar Mal in die Hose scheißen.«

Dann packte er den Salooner am Arm und zerrte ihn ohne Rücksicht auf seine Verletzung zurück zu seinem Büro in den angrenzenden Zellentrakt.

Crown folgte den beiden mit schussbereiter Waffe.

Er hatte den ersten der Klansmänner gestellt und das auch noch lebend! Das sollte vorerst auch so bleiben. Er wusste, dass er den Bewohnern im County nur die Angst vor dem Ku-Klux-Klan nehmen konnte, wenn sie erkannten, dass diese Männer nicht ungeschoren davorkamen, sondern vom Gesetz für ihre Taten mit aller Härte bestraft wurden.

Nachdem sie das Büro erreicht hatten, brachte Brown den Gefangenen in eine der Zellen, während sich Crown hinter das Fenster neben der Eingangstür postierte und die Straße beobachtete.

Doch draußen blieb alles still.

Dennoch konnte Crown die Anspannung, die über dem Ort lag, deutlich spüren.

»So, der ist versorgt«, sagte Brown, als er wieder zurückkam. Dann ging er auf seinen Schreibtisch zu, öffnete eine Schublade und stellte eine bauchige Flasche und zwei Gläser auf die zerschrammte Tischplatte.

»Ich schätze, jetzt haben wir uns einen Schluck verdient, oder was meinen Sie?«

Crown grinste, indessen der Town Marshal die Gläser füllte.

»Da sage ich nicht Nein«, erwiderte er.

Seine Arme brannten dort, wo ihn der Holzstock getroffen hatte, immer noch wie Feuer.

Dankend griff er nach dem halbgefüllten Glas, das ihm Brown entgegenstreckte, und nahm einen kleinen Schluck daraus. Der scharfe Schnaps verbreitete eine wohlige Wärme in seinem geschundenen Körper.

»Eine Frage«, wollte der Town Marshal wissen. »Warum haben Sie sich eigentlich nicht schon bei unserem ersten Zusammentreffen zu erkennen gegeben?«

»Ich wollte zuerst in Erfahrung bringen, wie hier in Jerome der Hase läuft, um vor etwaigen Überraschungen sicher zu sein«, antwortete Jim wahrheitsgemäß. »Ich habe mir gedacht, dass die Leute zu einem umherziehenden Kuhstreiber offener sind als zu einem Marshal, schließlich geht es hier um mehrfachen Mord. Und so war es dann auch, denken Sie nur, was ich Ihnen über Baker, den Stationer, und seine Frau erzählt habe.«

Er nahm noch einen zweiten Schluck und stellte das Glas dann wieder auf den Schreibtisch zurück, als plötzlich an der Eingangstür ein dumpfer Laut zu hören war. Es hörte sich an, als ob irgendjemand einen harten Gegenstand gegen das Türholz geworfen hatte.

Crown zog den Colt und deutete zum Zellentrakt.

»Los, gehen Sie nach hinten und passen Sie auf, dass mit unserem Gefangenen alles okay ist. Ich sehe solange vor der Tür nach.«

Jim wartete nicht, bis Brown seinem Befehl nachkam, sondern war mit einem Satz am Eingang, ging neben dem Türrahmen in die Knie, um einem möglichen hinterhältigen Schützen ein möglichst kleines Ziel zu bieten, und riss erst dann die Tür auf.

Der Stein, der mit Papier umwickelt auf dem Stepwalk vor dem Marshal Office lag, sprang ihm sofort ins Auge.

Crown richtete sich auf, ging hinaus und hob ihn auf. Er wusste, dass, wer auch immer den Stein geworfen hatte, nicht auf ihn schießen würde. Der oder die Täter wollten, dass er die Botschaft las. Er wickelte den Stein aus dem Papier und warf ihn auf die Straße, dann ging er ins Büro zurück und versuchte, die Botschaft zu entziffern, die jemand in krakeliger Schrift auf das Papier geschrieben hatte.

Im gleichen Moment kam Brown aus dem Zellengang zurück.

»Alles okay?«, fragte Crown, als er das zornige Gesicht des Town Marshals sah.

»Dieser verdammte Scheißkerl!«, fluchte Brown statt einer Antwort, ging zum Schreibtisch und schenkte sich sein Glas erneut voll.

Mit einem Ruck schüttete er sich den scharfen Schnaps in die Kehle, stellte das Glas mit einem lauten Knall auf den Tisch zurück und funkelte den Marshal wütend an.

»Wissen Sie, was Randal macht?«

Bevor Jim nachfragen konnte, kam auch schon die Antwort.

»Er sitzt auf seiner Pritsche und lacht sich halb tot über uns. Er verwettet seinen Saloon darauf, dass er bis zum Mittag ein freier Mann ist. So ein Arschloch! Am liebsten hätte ich ihm eine aufs Maul gegeben.«

Nach einem kurzen Schnauben deutete er mit vorgerecktem Kinn auf den Eingang.

»Und, was haben Sie herausgefunden? Was war das für ein Krach?«

Crown hielt ihm das Schreiben entgegen.

»Man hat uns eine Botschaft geschickt. Hier, lesen Sie.«

Der Town Marshal nahm das Papier, hielt es ins Licht und begann laut zu lesen.

»Lasst Randel frei und verschwindet oder ihr seid noch vor dem Mittag tot.«

Brown sah alles andere als glücklich aus, als er die Hand mit dem Papier wieder sinken ließ.

»Und was machen wir jetzt?«

Crown zuckte mit den Schultern. »Was wohl? Wir lassen es darauf ankommen.«

Browns Gesichtsausdruck nach zu schließen war der Town Marshal von seiner Antwort offensichtlich nicht begeistert. Jim konnte es ihm nicht verübeln, sie hatten wahrscheinlich den halben Ort gegen sich.

»Ich nehme es Ihnen nicht krumm, wenn Sie jetzt gehen. Sie sind schließlich Farmer und kein Mann, der mit dem Revolver umgehen kann. Ich hätte nur eine Bitte, könnten Sie dafür sorgen, dass man in der Hauptstadt erfährt, was hier los ist?«

Brown drehte sich um. Er wirkte ziemlich betroffen, als er sich erneut einen Schnaps einschenkte. Einen Moment lang hielt er das Glas in die Höhe und musterte die bernsteinfarbene Flüssigkeit, die sich im Licht seiner Bürolampen spiegelte. Dann stellte er das Glas wieder zurück auf den Tisch, schüttelte sich und sah Crown mit blitzenden Augen an. Jim konnte deutlich sehen, wie ein Ruck durch den Mann ging.

»Das könnte den Kapuzen so gefallen. Wir ziehen den Schwanz ein und machen uns aus dem Staub. Aber nicht mit Andrew Brown! Los Marshal, zeigen wir diesen Bastarden, wo der Hammer hängt!«

*

Sie kamen mit den ersten Strahlen der Morgensonne nach Jerome, Seite an Seite, als ob der Ort nur ihnen zu gehören schien.

Sieben Männer, eingehüllt in knielange, weiße Umhänge und mit hohen, spitz zulaufenden Kapuzen. Die Hufschläge ihrer Pferde klangen hohl durch den frühen Morgen, als sie in langsamen Trab durch die Main Street ritten.

Schließlich zügelten sie ihre Pferde vor dem Büro des Town Marshals.

Ihr Anführer beugte sich nach vorne und stützte sich auf dem Sattelhorn ab, während seine Blicke über die Vorderfront des Gebäudes glitten.

»Brown!« Seine Stimme klang scharf wie ein Peitschenknall durch den jungen Tag.

»Die Zeit ist bald um, schick Randel raus und verschwinde aus Jerome, aber vergiss nicht, deinen Freund mitzunehmen. Wir wollen hier keinen, der den Yankees ständig in den Arsch kriecht. Die Leute hier sind es gewohnt, ihre Angelegenheiten alleine zu regeln!«

Als ihm niemand antwortete, drehte er sich zu seinen Männern und machte ein paar knappe Handzeichen.

Crown, der im Marshal Office neben der Tür am Fenster stand, beobachtete, wie daraufhin drei der Maskierten auf der Straße hinter einem abgestellten Farmwagen, einem Wassertrug und einem schmalen Hauseingang in Deckung gingen. Er zog die Schultern hoch und legte die Rechte auf den Kolben seines Colts.

Dabei wandte er sich Brown zu. »Schnappen Sie sich eine Schrotflinte und sehen Sie nach dem Gefangenen.«

»Und Sie?«

»Ich geh jetzt da raus.«

Brown starrte den Marshal an, als hätte dieser den Verstand verloren.

»Sind Sie verrückt geworden? Die legen Sie um, sobald Sie aus der Tür sind!«

Jim verzog das Gesicht. »Sie werden es versuchen, aber dabei wird es auch bleiben. Ich muss da raus, denn die Kerle fangen an, sich auf der Straße zu postieren. Wenn sie sich da draußen erst einmal alle in Stellung gebracht haben, wird es für uns zwei fast unmöglich sein, gegen sie anzukommen. Es sei denn, die Einwohner von Jerome helfen uns dabei.«

Brown lachte zynisch. »Glauben Sie etwa noch an den Weihnachtsmann?«

Jim schüttelte den Kopf.

Im selben Moment ertönte draußen auf der Straße wieder die scharfe Stimme.

»Kommt endlich raus, ihr verdammten Hurensöhne, oder wir zünden das Haus an!«

»Da hören Sie es. Wir müssen etwas unternehmen, und zwar gleich. Sonst sind wir hier schneller erledigt, als ein Pfaffe beim Sonntagsgottesdienst Amen sagen kann.«

Brown wischte sich mit einer fahigen Bewegung über das Gesicht.

»Verdammt, ich hätte nie gedacht, dass so etwas einmal hier in Jerome passiert. Ich bin schließlich hier aufgewachsen, ich dachte, ich kenne die Leute.«

»Mag sein«, erwiderte Jim. »Aber die Menschen ändern sich, erst recht, wenn es um so viel Geld und Macht wie hier geht. Beides zusammen verdirbt jeden Charakter.« Dann wandte er sich um.

Bitterkeit zeichnete sein Gesicht, als er mit schweren Schritten hinaus auf den Stepwalk trat.

Er hatte die Tür zum Office kaum hinter sich ins Schloss gezogen, als ihn die Maskierten auch schon entdeckten und sofort das Feuer auf ihn eröffneten.

Aber da lag Jim bereits am Boden und rollte sich über den Stepwalk, während die Kugeln der Kuttenträger an der Stelle, wo er sich noch vor wenigen Sekunden befunden hatte, ein hässliches Muster in die Vorderfront des Marshal Offices stanzen.

Jim hatte es nur seiner Geistesgegenwart und einer gehörigen Portion Glück zu verdanken, dass ihn keines der Geschosse lebensgefährlich verletzte. Es grenzte in der Tat an ein mittleres Wunder, dass er den Kugelhagel bis auf einen Kratzer am Arm lebend überstand. Aber darüber verschwendete Crown, der inzwischen in einer Seitengasse neben dem Marshal Office hinter einer Regentonne Deckung gefunden hatte, in diesem Moment keinen Gedanken, sondern eröffnete seinerseits das Feuer.

Sein Colt bellte auf und seine erste Kugel traf einen der Maskierten, der rechts von ihrem Wortführer im Sattel saß. Er sah, wie der Mann vom Pferd stürzte und sich brüllend im Straßenstaub wälzte.

Die Kuttenträger antworteten mit einem wütenden Kugelhagel.

Crown machte sich hinter seiner Deckung so klein wie möglich, als er den heißen Atem der Geschosse spürte, die kaum fingerbreit an ihm vorbeirasteten. Eines der Projektilen streifte dabei seinen Oberarm und hinterließ eine fingerlange Schramme, die zwar kaum blutete, aber dafür höllisch brannte. Dennoch wartete der Marshal kaltblütig auf den Moment, in dem die Maskierten nachladen mussten.

Dann schraubte er sich hinter seiner Deckung in die Höhe

und antwortete ihnen mit einer Entschlossenheit, welche die ganzen Pläne der Kapuzenreiter zunichtemachte.

Seine nächste Kugel traf den Mann, der sich auf der anderen Straßenseite in einer Seitengasse versteckt hatte. Die Wucht des einschlagenden Geschosses warf ihn tief in die Gasse hinein.

Aber das sah Crown, der inzwischen zwei weitere Kugeln in Richtung des abgestellten Farmwagens jagte, bereits nicht mehr. Er hörte noch, wie der Maskierte, der hinter dem Wagen in Deckung gegangen war, brüllte, dann vernahm er das Donnern von Browns Schrotflinte.

Es klang, als hätte jemand eine Kanone abgefeuert.

Sekundenlang herrschte eine geradezu gespenstische Stille.

Dann wurden die Schreie und das Stöhnen der Verletzten laut.

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war zu sehen, dass fast alle Vermummten mehr oder weniger verletzt am Boden lagen.

Crown kam hinter seiner Deckung hervor.

Unterdessen waren auch fast alle Bewohner von Jerome aus ihren Häusern gekommen und sahen ihm zu, wie er mit festen Schritten auf die Kapuzenreiter zuging, oder besser gesagt auf das, was von dem maskierten Mob noch übrig geblieben war. Die doppelläufige Schrotladung von Browns Parker Gun hatte gewaltig unter den Klansmännern gewütet.

Es gab keinen von ihnen, der sich noch sicher auf den Beinen halten konnte.

Crown trat auf ihren Wortführer zu, der stöhnend im Straßenstaub kniete.

»Ben Cooper, hiermit verhafte ich Sie und Ihre Männer wegen mehrfachen Mordes, Erpressung und der Mitgliedschaft

im Ku-Klux-Klan. Als Town Mayor muss ich Ihnen wohl nicht extra erklären, dass dieser Geheimbund seit mehr als einem Jahr verboten ist, genauso wie die Mitgliedschaft hierzu.«

Obwohl Cooper immer noch maskiert war, konnte ihm der Marshal deutlich seine Überraschung anmerken.

»Wo... woher zum Teufel wissen Sie, wer ich ...«

»Sie hätten im Land Office in der Countyhauptstadt nicht so großspurig auftreten sollen. Außerdem gibt es Zeugen, die eure Schandtaten beobachtet haben.«

»Du verdammtes Arschloch«, kreischte einer der Maskierten, der sich neben Cooper stöhnend auf die Beine quälte. »Ich hab dir gleich gesagt, dass wir mit diesem Scheißkerl noch Schwierigkeiten bekommen werden. Warum hast du nicht auf mich gehört und ihn umlegen lassen? Jetzt haben wir die Scheiße!«

»Genug jetzt!«, donnerte Crown und richtete die Mündung seines Colts auf Cooper.

»Nehmt die Masken runter und kommt mit. Marshal Brown hat extra für euch die Zellen in seinem Büro ausfegen lassen.«

»Soll das heißen, dass wir jetzt *alle* ins Gefängnis müssen?«, fragte ein anderer der Maskierten. Seine Stimme klang heiser, beinahe weinerlich. Der Statur nach vermutete Crown, dass es sich dabei um den unfreundlichen Oldtimer aus dem Mietstall handelte.

Andrew Brown, der inzwischen herangekommen war, lachte kalt.

»Was denn sonst, du Idiot, oder glaubst du etwa, ich lade euch alle zu einem Barbecue im Jail ein?«

»Genug geredet!«, sagte Jim mit harter Stimme. »Nehmt jetzt endlich die Masken runter und kommt mit.«

»Niemals!«, schrie Ben Cooper. Seine Hand zuckte nach unten und legte sich trotz der Ausweglosigkeit, in der er sich befand, um den Kolben seines Revolvers.

»Vorsicht!«, schrie Brown.

In diesem Moment krachte am anderen Ende der Straße ein Gewehr.

Der Schuss traf Cooper in den Rücken. Er stürzte vornüber zu Boden und rührte sich nicht mehr. Crown hob den Kopf und sah, wie ein weiteres halbes Dutzend Reiter am Ortseingang von Jerome auftauchte.

Im gleichen Moment wusste Jim, das es vorbei war.

Der Anführer der Neuankömmlinge war niemand anderes als Tom Baker. Der Stationer war anscheinend über seinen Schatten gesprungen.

Und nicht nur er. Die Reiter, die ihm folgten, waren genauso dunkelhäutig wie er.

Crown hatte diese Männer zwar noch nie in seinem Leben gesehen, trotzdem wusste er sofort, dass es Baker irgendwie gelungen war, die schwarzen Farmer, die man um ihre Heimstätten zu betrügen versucht hatte, hinter sich zu versammeln.

In diesem Augenblick war für ihn klar, dass der Terror des Klans damit endgültig der Vergangenheit angehörte.

Jedenfalls in dem kleinen Städtchen Jerome.

ENDE